

Jahresbericht

der

Sektion Berlin

des

D. u. Oe. Alpenvereins

für

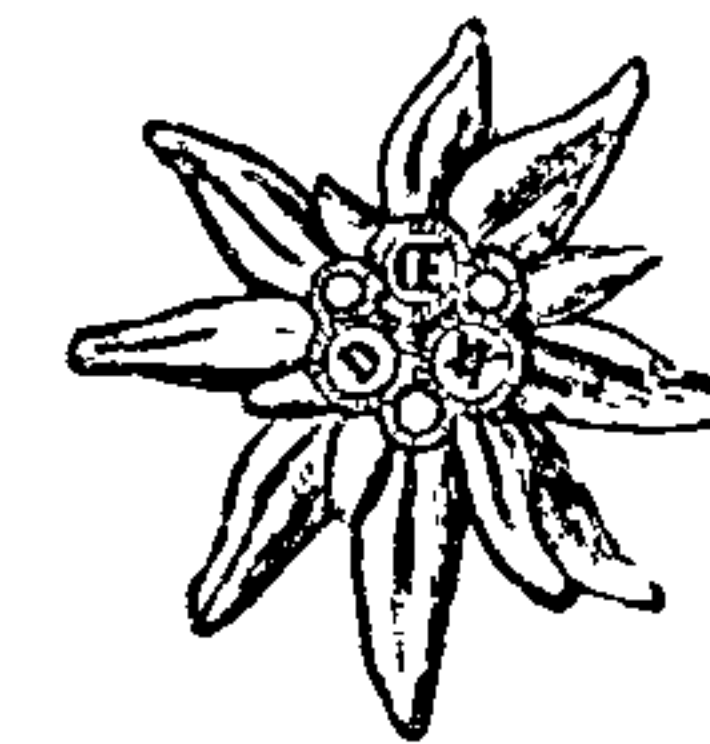
1917







**Jahresbericht**  
der  
**Sektion Berlin**  
des  
**D. u. Oe. Alpenvereins**  
für  
**1917**



**Berlin**  
Druck von Mersch & Lichtenfeld  
SO. 26, Waldemarstr. 43

# Inhalt

	Seite
1. Vorstand . . . . .	5
2. Bericht des Vorsitzenden . . . . .	7
3. Kassenbericht . . . . .	19
4. Hüttenberichte . . . . .	27
5. Bergfahrtenbericht . . . . .	29
6. Büchereibericht . . . . .	29
7. Vorträge:	
Alice Schalek: Drei Monate an der Isonzofront . . . . .	30
Upolant: Was ich am Wege fand . . . . .	34
Dr. Friedensburg: Mein Besuch bei deutschen Kriegs- gefangenen in der Schweiz, verbunden mit einer Säntis-Besteigung . . . . .	37
Dr. Arnold Samter: Ernste und heitere Bilder eines Liebhaberphotographen aus Berlin und der Mark . . . . .	40
Wollmann: Wanderbilder aus den Nord- und Mittel- vogesen . . . . .	42
Dr. Benck: Ueber den Hungerboden . . . . .	45
Dr. Pazak: Natur und Kunst an der Brennerstraße . . . . .	45
Hermine Brod: Auf Totenkirchl, Predigtstuhl und Fleischbank . . . . .	49
Dr. S. Kaufmann: Bergfahrten zwischen Piave und Tagliamento . . . . .	72

---

# 1. Vorstand

Der Vorstand der Sektion besteht nach dem Beschlusse der Jahresversammlung vom 8. März 1918 aus folgenden Mitgliedern:

1. Dr. Holz, Präsident des Landeswasseramts, Vorsitzender,
  2. Hauptner, Kommerzienrat, erster Stellvertreter des Vorsitzenden,
  3. Dr. Bend, Geheimer Regierungsrat, Universitäts-Professor, zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden,
  4. Berdenhoff, Kaufmann, Schriftführer,
  5. Dr. Stirl, Sanitätsrat, Stellvertreter des Schriftführers,
  6. Maßke, Rechnungsrat, Schatzmeister,
  7. Dr. Krollick, Professor, Realschuldirektor, Verwalter der Sammlungen,
  8. Röhn, Kaufmann,
  9. Grün, Zivilingenieur,
  10. Dr. Bröckelmann, Chemiker,
- } Hüttenwarte.

## Beiräte:

1. Erler, Hauptmann,
2. Tromm, Kaufmann,
3. Dr. Theel, Chemiker,
4. Krünert, Lehrer,
5. Dr. Linde, Staatsanwaltschaftsrat,
6. Dr. Merz, Professor.

Außerdem gehören die Ehrenvorsitzenden Professor Dr. Julius Scholz und Staatsminister Dr. R. Sydow nach § 10 der Satzungen ständig dem Vorstand an.

---

## 2. Bericht des Vorsitzenden\*)

„Gestärkt durch das Bewußtsein ungebrochener Kraft, vertrauend auf des deutschen Volkes Siegeswillen, gehoben durch die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache können wir der frohen Hoffnung leben, daß wir uns dem Ende dieses mörderischen Krieges nähern.“

Mit diesen zuversichtlichen Worten schloß ich meinen Geschäftsbericht in der vorigen Jahresversammlung. Und heute? Ist es nicht nach den Erfahrungen der verflossenen Kriegsjahre und den schon so oft getäuschten Friedenshoffnungen eine Vermessenheit, überhaupt noch von Friedensausichten im Sinne einer durch einen allgemeinen Frieden herbeigeführten Beendigung des Krieges zu sprechen? Nun ich wage es trotzdem! Zertrümmert liegt das ehemalige ungeheure Zarenreich zu unseren Füßen; erst jüngst hat sich das von inneren Wirren zerrissene Großrußland genötigt gesehen, dem Beispiele der einsichtigeren Ukraine zu folgen und den formellen Friedensvertrag mit den Mittelmächten zu unterzeichnen; ein dritter Frieden ist gestern mit der Republik Finnland abgeschlossen; das treulose Rumänien steht im Begriffe, die Folgerungen aus dem Zusammenbruche des großen Nachbarn zu ziehen und, wie dieser seinen bisherigen Bundesgenossen den Rücken kehrend, sein Geschick auf Gnade oder Ungnade der Großmut des Vierverbandes zu überliefern; die Italiener sind nach Durchbrechung ihrer ehernen Isonzofront, die zwei Jahre lang die uns befreundete Donaumonarchie schwer bedroht hatte, durch das Eingreifen deutscher Truppen bis weit in die venezianische Tiefebene hinein zurückgedrängt und schon beginnt auch das „meerbeherrschende Albion“ den Hunger zu spüren, nachdem es unseren unerschrockenen Unterseeboothelden gelungen ist, in wenig mehr als Jahresfrist über 10 Millionen Tonnen feindlichen und neutralen Schiffsraums auf den Grund des Meeres zu versenken.

\*) Erstattet in der Jahresversammlung am 8. März 1918.



Wenn gleichwohl die Westmächte sich noch immer nicht zu der Erkenntnis durchringen können, daß Deutschland, unterstützt von seinen tapferen Bundesgenossen, unbezwingbar ist und mit zäher Beharrlichkeit, wenn nötig, noch Jahre die Schrecken des Krieges ertragen würde, ehe es auch nur einen Fuß breit deutschen Bodens preisgäbe, so wähne ich doch den Augenblick nicht mehr fern, wo es uns gelungen sein wird, dem verblendeten Gegner auch diese Erkenntnis beizubringen. Zwar werden noch Ströme kostbaren Blutes auf beiden Seiten fließen müssen und wir alle rechnen ja damit, daß der Weltraum in Kürze erneut vom Donner der Verderben speienden Geschütze wiederhallen wird; noch viele Milliarden werden dem unersättlichen Ungeheuer Krieg geopfert werden, die dem Vaterlande darzubringen wir, wie bisher, so auch bei der bevorstehenden achten Kriegsanleihe miteinander wetteifern werden. Aber wir sind gewiß, daß der Sieg auch diesesmal, wie schon so oft, dem deutschen Schwerte beschieden sein wird. Dafür bürgen uns die todesverachtende Tapferkeit und der Heldenmut unserer kampferprobten Truppen, dafür bürgt uns vor allem die unerreichte Meisterschaft der beiden an der Spitze der obersten Heeresleitung stehenden großen Schlachtenlenker, zu denen wir nach wie vor mit unerschütterlichem Vertrauen emporschauen, das uns zu rauben, keiner Ränke feiler Agenten unserer scheelsüchtigen Gegner gelingen wird. Und ist der große Schlag gefallen und stehen wir, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, bald auch im Westen tief in Feindesland, dann wird die Zeit gekommen sein, wo selbst unsere erbittertsten Feinde nicht mehr weiter können und unsere gepanzerte Faust sich zum dritten Male zur Versöhnung öffnen und nicht mehr ins Leere greifen wird.

Und so trete ich denn trotz aller bisher fehlgeschlagenen Hoffnungen auch heute wieder — zum vierten Male während des Weltkrieges — in der festen Zuversicht vor Sie hin, daß uns noch vor Ablauf dieses Jahres die Segnungen des völkerbeglückenden Friedens beschieden sein werden, um den jahungsmäßig vorgeschriebenen Geschäftsbericht für das Jahr 1917 zu erstatten.

Die von mir schon im vorigen Jahre geäußerte Befürchtung, daß die Sektion Berlin am Ende des Jahres 1917 nicht mehr zu den „Dreitausendern“ zählen werde, ist leider eingetroffen. Die Mitgliederzahl belief sich am 1. Januar 1918 auf 2899, das sind 120 Mitglieder weniger als am 1. Januar 1917. Den 11

im Jahre 1917 in die Sektion neu eingetretenen Mitgliedern steht ein Abgang von insgesamt 131 Mitgliedern durch Austritt oder Tod gegenüber. Der Verlust durch Austritt, der im Jahre 1914 noch 128 betrug, hat sich seitdem erfreulicherweise von Jahr zu Jahr verringert (1915: 71, 1916: 63, 1917: 57). Dagegen ist die Zahl der Todesfälle, die in dem Jahrzehnt von 1905—1914 zwischen 40 und 70 geschwankt hatte, im Jahre 1915 auf 80 und im Jahre 1916 auf 82 gestiegen, um im Berichtsjahr auf 74 zu sinken, eine Folge der geringeren Verluste auf dem Schlachtfelde, die mit 9 erheblich hinter denen der Jahre 1916 (15), 1915 (25) und 1914 (16) zurückgeblieben sind. Die Gesamtzahl der Mitglieder, die auf dem Felde der Ehre den Heldentod im Dienste des Vaterlandes gefunden haben, beläuft sich auf 65.

Der Rückgang der Mitgliederzahl seit dem 1. Januar 1914, an dem die Sektion noch 3344 Mitglieder zählte, beziffert sich auf 445 Mitglieder, das sind 13,3 v. H. des Bestandes vor dem Kriege.

Die uns durch den Tod entriessenen 74 Mitglieder, einschließlich der 9 im Kriege gefallenen, sind die folgenden:

Kaufmann M. Bach (98), Architekt Bachmayer (93), Ratsherrmeister Bäßell (09), Professor Dr. Blaschke (00), Kaufmann J. B. Bolzani (05), Kaufmann Braumüller (07), Amtsgerichtsrat Brunnemann (85), Redakteur Busch (93), Referendar Dr. Creutz\* (03), Privatdozent Dr. C. Davidsohn (94), Fabrikbesitzer Elster (01), Ingenieur U. Engel\* (15), Geh. Justizrat Engelbert (08), Stadtrat\* Fischer (01), Geh. Justizrat Fleischhammer (76), Dr. R. Fraenkel (10), Sanitätsrat Dr. Friße (00), Oberregierungsrat H. Fuhrmann (98), Verlagsbuchhändler Gebhardt (05), Zahnarzt Dr. Goettinger (98), Architekt Graul\* (07), Verlagsbuchhändler Hannß (03), Bankprokurist H. Herzfeld\* (11), Geh. Regierungsrat B. Herzog (87), Geh. Medizinalrat Dr. Heyl (98), Reichstagsstenograph Dr. Höfer (01), Geh. Studienrat Dr. Hubatsch (01), Apotheker Hülsberg (01), Kaufmann Kapiza (83), Oberst Rindermann (94), Kaufmann Knoop (93), Kaufmann F. Köpp (12), Geh. Baurat Kohn (09), Kaufmann C. Krauß (94), Hauptmann Külp\* (10), Direktor C. Kunze (12), Geh. Studienrat Dr. R. Lange (97), Justizrat Laué (00), Fabrikdirektor P. Lebram (10), Bankier R. Levy (80), Ratsherrmeister F. Meßing (98), Wirkl. Geh. Kriegsrat Dr. Mielde (00), Kaufmann P. Müller (05), Kaufmann Ohrt-

\*) Im Felde gefallen.



mann (14), Reichsgerichtsrat Dr. Oppermann (93), Fabrikbesitzer B. Pariser (98), L. Pasemann (92), Hauptmann Graf von Pfeil (00), Professor Dr. Philippson (93), Professor Dr. Pringsheim (93), Zimmermeister Pulsack (92), Dr. Punizer (04), Rechtsanwalt Dr. Salamonski (08), Justizrat L. Salomon (96), Redakteur Samuel (95), Syndikus Dr. Schlauch (95), Kammergerichtsrat Schlichter\* (12), stud. chem. Werner Schmidt\* (12), Geh. Sanitätsrat Dr. Schmidlein (85), Kursmakler Schöniß (95), Stabsarzt Dr. Schramm (17), H. Schwand (02), Geh. Sanitätsrat Dr. Settegast (83), Geh. Oberregierungsrat Siber (02), Kaufmann Stiebel\* (10), Kaufmann Stromer (94), Kaufmann Stürkow (89), Zeug-Hauptmann Teuber (08), Kaufmann Türk (14), Stadtrat Venzky (01), Bankprokurist Waack (08), Ingenieur Wittenhagen\* (12), Bergwerksbesitzer Dr. M. Wolff (92), Apothekenbesitzer Wuelffrath (95).

Von den 74 Verstorbenen haben nicht weniger als siebzehn 25 Jahre und länger, davon sieben über 30 Jahre, der Sektion angehört. Unser früheres Vorstandsmitglied, der Geheime Justizrat Fleischhammer, ist sogar 42 Jahre Mitglied der Sektion gewesen. Außer ihm betrauern wir besonders unseren alten Führerobmann Kapiza und unseren langjährigen Rechnungsführer Stürkow, von denen ersterer 35 Jahre, letzterer fast 30 Jahre der Sektion treue Gefolgschaft geleistet hat.

Dem bedauerlichen Abgange von 17 unserer ältesten Mitglieder durch den Tod steht wieder ein erfreulicher Zugang an „Jubilaren“ gegenüber, die mit dem Jahre 1917 ihre 25jährige Zugehörigkeit zur Sektion Berlin vollendet und demgemäß Anspruch auf das von der Sektion gestiftete Erinnerungszeichen haben. Es sind, fast genau wie im Vorjahre, 70, nämlich die folgenden im Jahre 1893 in die Sektion eingetretenen Mitglieder:

Geh. Sanitätsrat Dr. Emil Adler, Bankier Berthold Arons, Direktor im Reichsversicherungsamt Dr. Otto Bassenge, Sanitätsrat Dr. Hugo Bauer, Geh. Sanitätsrat Dr. Carl Behm, Prof. Dr. Conrad Benjamin, Bankier Ludwig Berl, Justizrat Max Böhm, Stadtrat Max Cassirer, Baumeister Gustav Christiani, Justizrat Dr. N. Danziger, Sanitätsrat Dr. Carl Dierbach, Professor Dr. R. Dieß, Kaufmann Johann Dirks, Regierungsbaumeister Albert Dotti, Rittergutsbesitzer Fritz Dotti, Kaiserl. Gesandter F. von Erckert, Fabrikbesitzer Gustav Flechtner, Professor Adolf Fraatz, Oberlandesgerichtsrat Paul Freyhan, Dr. Erich Friedel, Landgerichtsdirektor Dr. Felix Friedmann-

Braun, Justizrat Richard Gebhard, Buchdruckereibesitzer Hilmar Goltz, Dr. Bruno Grosser, Professor Dr. F. Großmann, Rentner Justus von Gruner, Fabrikbesitzer Carl Heymann, Wirklicher Geheimer Rat Dr. Eduard Hoffmann, Justizrat Dr. Hans Hoffmann, Präsident des Landeswasseramts Dr. Leo Holz, Justizrat Jonas, Geheimer Sanitätsrat Dr. Jung, Geh. Oberfinanzrat Maximilian von Klizing, Kaufmann Max Knöfel, Bankier Max Knopf, Kaufmann Max Krause, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Kurlbaum, Staatsminister R. von Landmann, Rittergutsbesitzer von Langenn-Steinkeller, Geh. Justizrat Dr. Walter Lisco, Sanitätsrat Dr. Hugo Maaß, Justizrat Paul Meyer, Professor Dr. Richard J. Meyer, Justizrat Dr. Erich Meißner, Kaufmann Fritz Münkel, Konsistorialrat Fritz Neumann, Professor Dr. Karl Osterwald, Rentner Otto Pfennigwerth, Bankier Hermann Picker, Lehrer August Pietsch, Hoffchauspieler Dr. Max Pohl, Stadtrat Georg Reimann, Kaufmann Oskar Resche, Geh. Sanitätsrat Professor Dr. L. Rieß, Geh. Justizrat Alexander Roeder, Dr. Julius Romberg, Präsident des Eisenbahnzentralamts Richard Sarre, Kommerzienrat Geh. Hofrat Karl Siegismund, Kaufmann Otto Spendig, Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Georg Stachow, Rentner Ludwig Stieber, Juwelier Emil Stiller, Justizrat Dr. Hugo Straßmann, Justizrat Rich. Stubenrauch, Dr. Walter Theel, Rentner Carl Trampe, Geh. Sanitätsrat Dr. Fritz Winzer, Professor Friedrich Wolff, Dr. Max von Wüstenhoff

Leider können wir nicht allen Jubilaren das ihnen gebührende Erinnerungszeichen aushändigen, da die Abzeichen zurzeit nicht neu angefertigt werden können und der vorhandene Bestand nur klein ist. Wir glauben im Einverständnisse mit den Herren Jubilaren zu handeln, wenn wir zunächst nur die auswärtigen Mitglieder bedenken, da diese an den sonstigen Vorteilen und Annehmlichkeiten, die die Sektion ihren in Groß-Berlin wohnhaften Mitgliedern gewährt, nicht teilnehmen können. Die übrigen Jubilare müssen sich einstweilen mit dem künstlerisch ausgestatteten Diplom begnügen, das ihnen demnächst zugehen wird, und sich mit der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges trösten, das uns in absehbarer Zeit in die Lage versetzen wird, die Abzeichen selbst nachzuliefern.

Das Vereinsehrenzeichen für 25jährige Zugehörigkeit zum Gesamtverein ist Herrn Rentner Max Krieger auf seinen Antrag verliehen worden.



In Kriegsdiensten stehen oder haben von unseren Mitgliedern gestanden, soweit wir darüber Nachrichten erhalten haben, etwa 550, das ist mehr als der sechste Teil unseres gesamten Mitgliederbestandes. Von ihnen sind im vergangenen Jahre der Generalmajor Wilhelm Meckel mit dem Orden Pour le mérite und folgende 7 Mitglieder mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden: Oberstabsarzt Dr. Wolfgang Hellwig, Ober- und Bataillonsarzt Dr. Kurt Marcuse, Hauptmann Freiherr von Rotenhan, Stabs- und Regimentsarzt Dr. Heinrich Ruhemann, Hauptmann und Batterieführer Hans Sternheim, Hauptmann Dr. Walter Scheel und Leutnant und Kompagnieführer Karl Weber. 37 Mitglieder haben das Eisene Kreuz zweiter Klasse, 8 Mitglieder das Eisene Kreuz am weiß-schwarzen Bande erhalten, nämlich: Geheimer Sanitätsrat Professor Dr. Karl Benda, Militär-Intendantur- und Baurat Max Benetsch, Rechtsanwalt Dr. Richard Frankfurter, Kommerzienrat Rudolf Hauptner, Geheimer Rechnungsrat Richard Klewer, Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. Otto Köbner, Geheimer Regierungsrat Franz Kreuz, Rechnungsrat Oskar Michlke, Sanitätsrat Dr. Gerhard Ruben, Geheimer Hofrat Karl Siegmund und Professor Dr. Hermann Strauß. Insgesamt sind nach den uns bisher zugegangenen Mitteilungen seit Kriegsbeginn 268 Sektionsmitglieder mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden, davon 35 mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse. Außerdem sind 35 Mitglieder mit dem erst im vorigen Jahre gestifteten Verdienstkreuz für Kriegshilfe und zahlreiche Mitglieder mit der Roten-Kreuz-Medaille oder außerpreußischen Kriegsauszeichnungen bedacht worden.

In der Jahresversammlung am 9. März 1917 wurde zum dritten Male während des Krieges der bisherige Vorstand durch Zuzug wiedergewählt, einschließlich des Schatzmeisters, Herrn Rechnungsrats Mazke, und des Verwalters der Sammlungen, Herrn Direktors Dr. Krollick, die an Stelle des im vorigen Jahre aus dem Schatzmeisteramt ausgeschiedenen Herrn Weiße und des verstorbenen Herrn Treptow vom Vorstand einstweilen auf Grund des § 12 Abs. 2 der Satzung mit diesen Aemtern betraut worden waren. Herr Weiße verblieb zunächst als Beisitzer im Vorstande, sah sich aber gegen Ende des Jahres durch Gesundheitsrückichten leider genötigt, ganz aus dem Vorstande auszuscheiden. Ich möchte nicht unterlassen, ihm nochmals unseren wärmsten Dank für seine langjährige verdienstvolle Tätigkeit im Vorstande auszusprechen,

und verbinde damit den aufrichtigen Wunsch, daß er uns noch lange als Sektionsmitglied erhalten bleiben möge. Von einer Ersatzwahl hat der Vorstand Abstand genommen, so daß zurzeit drei Beisitzerstellen — infolge des Ablebens der Herren Kammergerichtsrat Dr. Hammer und Treptow und des Rücktritts des Herrn Weiße — unbesezt sind. Vier Vorstandsmitglieder, die Herren Dr. Bröckelmann, Berdenhoff, Hauptmann Erler und Dr. Scheel stehen noch immer im Felde und konnten deshalb auch im abgelaufenen Jahre an den Vorstandsgeschäften nicht teilnehmen.

So verteilte sich denn die Arbeit auf die übrigen neun Vorstandsmitglieder und entfiel, da ja unsere Hüttenverwaltung gegenwärtig leider keinen nennenswerten Arbeitsaufwand erfordert, in der Hauptsache auf unseren neuen Schatzmeister, Herrn Mazke, der sich, wie die Herren Rechnungsprüfer bestätigen werden, mit erstaunlicher Schnelligkeit und liebevollstem Verständnis in sein ebenso schwieriges wie arbeitsreiches Amt hineingefunden hat und es mit peinlichster Sorgfalt verwaltet, und auf unseren verehrten Schriftführer Herrn Kommerzienrat Hauptner, der sich auch im Berichtsjahr der mühevollen Herausgabe unseres „Blättchens“ unterzogen und darin in bekannt mustergültiger Weise über die Vorträge und sonstigen Vorgänge in unseren Sitzungen berichtet hat, obwohl ihm in der Regel weder Vortragsmanuskripte noch sonstige Unterlagen zur Verfügung standen, der mich aber auch sonst in den laufenden Verwaltungsgeschäften stets bereitwilligst und nachdrücklichst unterstützt hat. Auch der eifrigen Tätigkeit des Verwalters unserer Sammlungen, Herrn Direktors Dr. Krollick, möchte ich besonders gedenken, der sich mit erfreulichem Erfolge der Ordnung der Bücherei annimmt und es namentlich auch versteht, bei seinen Neuanschaffungen weise Sparsamkeit walten zu lassen, ohne daß dadurch der anerkannt hohe alpine Wert der Sektionsbücherei Einbuße erleidete. Diesen wie auch allen übrigen Mitgliedern des Vorstandes, deren innerhalb wie außerhalb der zehn Vorstandssitzungen geleistete tatkräftige Mitarbeit mir mein verantwortungsvolles Amt wesentlich erleichtert hat, spreche ich meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aus.

An sportlichen und unterhaltenden Veranstaltungen konnten wir auch in diesem Jahre unseren Mitgliedern nur die üblichen Sektionsausflüge und die regelmäßigen Vorträge bieten. Der Winterausflug am 21. Januar sollte uns eigentlich auf



den in den drei Kriegsjahren schon recht ausgetretenen Spuren unseres trefflichen „Führers“, Herrn Tromm, an den türkischen Bosporus bringen, mußte aber eingetretener Hindernisse wegen in letzter Stunde an den nicht ganz so weit entfernten märkischen Bosporus verlegt werden und führte bei prächtigem Winterwetter von Pichelsberg durch die Spandauer Weinberge über Gatow und Cladow nach Potsdam. Dasselbe Endziel hatte der erste Frühjahrsausflug am 20. Mai, der von Neubabelsberg ausgehend einem Besuche der schönen Havelseen galt. „Rund um Strausberg“ benannte sich der zweite Frühjahrsausflug am 17. Juni und der Herbstausflug am 14. Oktober endlich bewegte sich in einer dritten Himmelsrichtung von Berlin aus nach Hermsdorf und durch die Tegeler und Spandauer Stadtforst. Daß wir uns auf sämtlichen Ausflügen entgegen unserer früheren Gepflogenheit in einiger Nähe von Berlin gehalten haben, war durch die immer schwieriger und mangelhafter werdenden Verkehrsverhältnisse bedingt. Dagegen ist es dem hervorragenden Spürsinn der Herren Buthut und Tromm — Herr Schmalbruch steht auch jetzt noch im Felde —, die sich auch im Berichtsjahre den „Vortritt auf den Wanderungen“ nicht haben nehmen lassen, noch jedesmal gelungen, den Teilnehmern an der Wanderung zu kulinarischen Genüssen zu verhelfen, die in Anbetracht der Zeitverhältnisse geradezu als üppige Schwelgerei bezeichnet werden müssen, obwohl in der Einladung zu den Ausflügen in weiser Vorsicht stets ein Vermerk enthalten war, der in reizvollem Wechsel betonte, daß „ein gemeinsames Essen nicht stattfindet“ oder „auf Verpflegung nicht gerechnet werden könne“. Unseren für das leibliche Wohl ihrer Wandergenossen so erfolgreich bemühten „Führern“ sei auch an dieser Stelle unser herzlicher Dank ausgesprochen.

Den Reigen der insgesamt 9 Vorträge eröffnete Fräulein Alice Schalek aus Wien, Mitglied des k. u. k. Kriegspressequartiers, die in begeisterten Worten die heldenhaften Kämpfe ihrer österreichischen Landsleute an der kaum ein Jahr später durch Hindenburgs genialen Meisterstreich in wenig Tagen zermalzten Isonzofront schilderte und damit ebenso begeisterten Beifall ihrer zahlreichen Zuhörerschaft erntete. Gewissermaßen das friedsame Gegenstück zu diesem ausgesprochenen Kriegsvortrage bildete der letzte Vortrag des Jahres von unserem Mitgliede Dr. Kaufmann über Bergfahrten zwischen Piave und Tagliamento, also in dem Gebiete, das nach Durchbrechung der Isonzofront die Italiener den siegreichen Armeen der Mittelmächte haben preisgeben müssen.

Außer Herrn Dr. Kaufmann, der uns mit äußerst interessanten Hochturen in diesem noch ziemlich unbekanntem und turistisch wenig erschlossenen Gebiete bekannt machte, bewegte sich nur noch Frau Dr. Brod auf ausgesprochen hochturistischen Bahnen, die mit ihrem Vortrag „Auf Totenkirchl, Predigtstuhl und Fleischbank“ schier unglaubliche Klettereien im Kaisergebirge vorführte. Die übrigen sechs Vorträge behandelten — sowohl örtlich wie gegenständlich verstanden — die verschiedensten Gebiete. Zu unserer größten Freude konnten wir nach geraumer Zeit wieder einmal unseren ehemaligen langjährigen Gemeindeglied, Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Friedensburg aus Breslau, am Vortragspulte begrüßen, der von einem mit einer Sämtisbesteigung verbundenen Besuche bei deutschen Kriegsgefangenen in der Schweiz erzählte, unter denen sich auch sein Sohn befand, der bei einem an Tollkühnheit streifenden Fluchtversuche von dem Felsgipfel der Feste Gibraltar schwer verletzt war und jetzt die Gastfreundschaft der freien Schweiz genießen kann. Unser hochgeschätztes Vorstandsmitglied, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Penck, der gegenwärtige rector magnificus unserer Berliner Hochschule, dessen jährlicher alpin-wissenschaftlicher Vortrag sich allmählich zu einer ständigen Sektionsveranstaltung herausgebildet hat und sich so allgemeiner Beliebtheit bei unseren Mitgliedern erfreut, daß sein Ausbleiben in einem Jahre eine schmerzliche Lücke hinterlassen würde, hatte sich diesmal den „Hungerboden“, eine in unmittelbarer Nähe von Innsbruck gelegene, auch geologisch interessante Gegend, zum Thema gewählt. Weder alpin noch wissenschaftlich im engeren Sinne, aber von warmer Liebe zur Natur und zu den Kunststätten der Alpen durchtränkt waren die in mancher Hinsicht einander ähnlichen Vorträge unseres Mitglieds Apolant „Was ich am Wege fand“ und des Professors Dr. Pažak aus Breslau über „Natur und Kunst an der Brennerstraße“. Daß auch das deutsche Heimatland in unserer Sektion nicht vernachlässigt wird, bewiesen die „Wanderbilder aus den Nord- und Mittelvogesen“, die Herr Postdirektor Wollmann aus Landsberg a. W. uns vorführte, und die „Ernstern und heiteren Bilder eines Liebhaberphotographen aus Berlin und der Mark“, die unser Mitglied Sanitätsrat Dr. Samter an unserem Auge vorüberziehen ließ. Von der Anschauung ausgehend, daß auch den Damen unserer Mitglieder, wenngleich sie als solche der Sektion nicht beitreten können, doch ein gewisser Anspruch auf Teilnahme am Sektionsleben zusteht, haben wir ihnen die Betei-



ligung an sechs von den neun Vorträgen freigestellt. Sie haben davon in so ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht, daß wir uns aus Platzmangel genötigt sehen, künftig wieder „Damenkarten“ in beschränkter Anzahl zu den einzelnen Sitzungen auszugeben. Die durchweg von zumeist ausgezeichneten Lichtbildern begleiteten Vorträge fanden in der ersten Hälfte des Jahres in großen Sälen des Architektenhauses statt, in den wir nach der militärischen Inanspruchnahme unseres langjährigen Sektionsheims in der Schlaraffia übergesiedelt waren. Aber schon im Herbst mußten wir auch hier den militärischen Notwendigkeiten weichen, da das Architektenhaus vom Reiche zur Erweiterung des Kriegsministeriums angekauft wurde. Seitdem haben wir im Schubertsaal in der Bülowstraße eine vorläufige Heimstätte gefunden, deren geographische Lage, nach dem starken Besuch unserer Sitzung zu urteilen, für viele von unseren Mitgliedern besonders günstig zu sein scheint.

Hinsichtlich unserer Hütten, die, wie in den Vorjahren, keinerlei Besuch aufzuweisen hatten, glaube ich auf die im Jahrbuche zum Abdrucke gelangenden Berichte unserer Hüttenwarte verweisen zu dürfen (vgl. S. 27). Ich will nur erwähnen, daß die in der laufenden Jahresrechnung unter den Einnahmen zu Nr. 4 (S. 20) erscheinenden 1619 Mk. Hütteneträge nicht etwa Einnahmen aus dem Besuche der Hütten darstellen, sondern nur die mehr als magere, schon in meinem vorjährigen Bericht erwähnte, damals allerdings mit einem zu geringen Betrag angegebene Entschädigung für die Benutzung und sehr starke Abnutzung der Berliner Hütte anlässlich der militärischen Schikurse im Jahre 1916, die erst im darauffolgenden Jahre zur Auszahlung gelangt ist und deshalb auch erst in die Jahresrechnung für 1917 eingestellt werden konnte.

Sehr unangenehm überrascht wurden wir vor wenigen Tagen durch folgende Nachricht des Gerichts des k. k. 20. Korpskommandos:

„In der Zeit vom August bis Oktober 1917 wurde durch unbekannte Täter in die auf dem Tuckettpasse, Gemeinde Ragoli, befindliche Schutzhütte der Sektion Berlin eingebrochen und Bettüberzüge, Bettdecken, Einrichtungsgegenstände usw. gestohlen. Nachdem das hiergericht anhängig gewesene Ermittlungsverfahren eine Ausforschung der Täter nicht zeitigte, wurde das Verfahren gemäß § 426 M.-St.-P.-O. ausgesetzt.“

Es muß befremden, daß wir erst jetzt von dem Einbruch in unsere Hütte benachrichtigt werden, obwohl er offenbar schon vor längerer Zeit, spätestens wohl Anfang November v. J. entdeckt worden ist. Wir hätten doch wohl berechtigten Anspruch darauf gehabt, alsbald, jedenfalls bei Einleitung und nicht erst beim ergebnislosen Abschlusse der militärgerichtlichen Untersuchung eine Mitteilung zu erhalten, die uns vielleicht auch in den Stand gesetzt hätte, unsererseits etwas zur Entdeckung des Täters beizutragen. Doch mag dem Untersuchungsgerichte daran nicht allzuviel gelegen haben.

Auch zur Finanzlage der Sektion beschränke ich mich auf einige wenige Bemerkungen, deren etwaige Ergänzung dem Herrn Schatzmeister überlassend. Die Mitgliederbeiträge und Eintrittsgelder sind mit 17779 Mk. — nach Abzug des an den Hauptauschuß abgeführten Anteils — um 1186 Mk. hinter dem Vorjahre zurückgeblieben. Wenn gleichwohl die Gesamteinnahme mit 47670 Mk. die des Jahres 1916 um 3366 Mk. übersteigt, so verdanken wir das vornehmlich der hochherzigen Spende unseres Mitglieds, des Herrn S. Kaiser, der anlässlich der Verleihung des Erinnerungszeichens für 25jährige Mitgliedschaft zum Danke für die Anregungen, die ihm der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein gegeben hat, der Sektion 3000 Mk. zum Wiederaufbau der Ortler-Hochjochhütte zur Verfügung gestellt hat, unter deren gastlichem Dache er einst als erster Hochturist geweiht hatte. Unserem schon wiederholt ausgesprochenen herzlichen Danke geben wir hiermit erneuten Ausdruck. Leider hat uns der böse Steuerfiskus den vollen Betrag nicht gegönnt, sondern eine Schenkungssteuer von 360 Mk., das sind 12 v. H. des geschenkten Betrags, von uns eingezogen. Da wir als gemeinnütziger Verein nach den Vorschriften des Erbschafts- und Schenkungssteuergesetzes Steuerfreiheit glauben beanspruchen zu können, haben wir Beschwerde eingelegt, sind jedoch damit in erster Instanz von der Oberzolldirektion unter einer zwar juristisch sehr fein ausgeklügelten, unseres Erachtens aber unrichtigen Begründung abgewiesen worden. Wir haben dagegen weitere Beschwerde an den Finanzminister erhoben, über die noch nicht entschieden ist. Falls auch diese zurückgewiesen wird, würde uns noch der ordentliche Rechtsweg offenstehen.

Wie die Einnahmen waren auch die — laufenden und besonderen — Ausgaben etwas höher als im Vorjahre. Sie betragen 35 964 Mark gegen 34 655 Mark. Der Ueberschuß



der Einnahmen über die Ausgaben beläuft sich demnach auf 11706 Mark (1916: 9648 Mark). Davon sind 410 Mark zu Neuanschaffungen für die Bücherei verwendet; der Rest von 11296 Mark ist in Kriegsanleihe angelegt. Trotz dieses nicht unbedeutenden Einnahmeüberschusses hat sich der Wert des Vereinsvermögens, das sich aus unseren Hütten, Wertpapieren und Guthaben, dem baren Bestand und der Bücherei zusammensetzt, buchmäßig um insgesamt 18803 Mark vermindert, weil wir glaubten, auf unseren Hüttenbesitz, der durch den Krieg erheblich gelitten hat, insbesondere auf die durch die militärischen Schikurse in den beiden Jahren 1915 und 1916 stark mitgenommene Berliner Hütte, wieder erhebliche Abschreibungen vornehmen zu sollen, die, zuzüglich des auf die Bücherei in Höhe des Wertes der Neuanschaffungen abgeschrieben Betrags, insgesamt 30509 Mark ausmachen. Darin ist ein Betrag von 3999 Mark enthalten, der dazu dient, den Wert der so gut wie ganz vernichteten Ortler-Hochjochhütte auf 1 Mark herabzusetzen.

Unter Berücksichtigung dieser Abschreibungen belief sich das Gesamtvermögen der Sektion, einschließlich des alten O. Schmidt'schen Vermächtnisses und der oben erwähnten Kaiser'schen Schenkung von je 3000 Mark, zusammen 6000 Mark, am 31. Dezember 1917 auf 336131 Mark gegen 421360 Mark am 31. Dezember 1913, so daß uns der Krieg bisher buchmäßig rund 85000 Mark gekostet hat. Von den 336131 Mark sind, ungerechnet das O. Schmidt'sche Vermächtnis, von dem wir nur die Zinsen verwenden dürfen, rund 100000 Mark in mündelsicheren Wertpapieren und Bankguthaben vorhanden und können jederzeit unseren alpinen Zwecken nutzbar gemacht werden. Ich kann deshalb auch heute wieder meinen Bericht mit dem Ausdruck des frohen Bewußtseins schließen, daß wir trotz der schweren Erschütterung des Krieges, von denen auch die Sektion Berlin nicht verschont geblieben ist, wohl gerüstet sind, um sofort nach Beendigung des blutigen Völkerringens nachdrücklich an die großen Aufgaben heranzutreten, die uns wie dem Gesamtverein bevorstehen, wenn sich erst wieder die Morgenröte des Friedens auf die stolzen Häupter unserer geliebten Berge herabgesenkt haben wird.

Dr. Holz  
Voritzender

### 3. Kassenbericht

---



a) Jahres-  
rechnung  
am 31. De-

	M	⋄	M	⋄	M	⋄
Bestand am 31. Dezember 1916 . . . . .					3035	46
<b>Einnahme:</b>						
<b>a) laufende:</b>						
1. Eintrittsgelder . . . . .	105	—				
2. Beiträge . . . . .	36519	—				
3. Zinsen . . . . .	4973	76				
4. Hüttenerträge . . . . .	1619	—				
5. Verschiedenes: für Vereinszeichen usw. . . . .	175	15	43391	91		
<b>b) besondere:</b>						
6. Geschenke und Sammlungen . . . . .	3768	05				
darunter 3000 M. Geschenk des Kaufmanns S. Kaiser zum Wiederaufbau der Ortler- Hochjochhütte						
7. Wiedererstattete Feuerversicherungsprämie für die abgebrannte Ortler-Hochjochhütte . . . . .	330	80				
8. Gewinn aus dem Erlös der Wertpapiere (f. Nr. 9) . . . . .	180	—	4278	85	47670	76
<b>c) aus dem Vereinsvermögen:</b>						
9. Erlös von 8000 M. Preussische 4% Schaß- anweisungen, rückzahlbar 1. Mai 1917 (f. Nr. 8) . . . . .					7812	—
					58518	22

Berlin, den 23. Februar 1918

E. Matzke  
Schatzmeister

rechnung  
am 31. De-

	M	⋄	M	⋄	M	⋄
<b>Ausgabe:</b>						
<b>a) laufende:</b>						
1. Beiträge an den Hauptausschuß . . . . .	18845	—				
2. Verwaltung . . . . .	8970	63				
3. Porto . . . . .	1103	25				
4. Vereinschriften . . . . .	3805	45				
5. Hüttenverwaltung . . . . .	416	15				
6. Hüttenbetriebskosten . . . . .	461	46				
7. Steuern und Lasten . . . . .	423	67				
8. Verschiedenes: Beiträge f. fremde Vereine usw. . . . .	235	06				
9. Feuerversicherung . . . . .	59	91	34320	58		
<b>b) besondere:</b>						
10. Unterstüzungen . . . . .	644	25				
11. Beihilfe aus den Mitteln für vaterländische Zwecke . . . . .	1000	—	1644	25	35964	83
<b>c) für das Vereinsvermögen:</b>						
12. Bücherei . . . . .	410	51				
13. Ankauf von:						
a) 10000 M. 5% Reichsanleihe V., Rest- zahlung . . . . .	5002	50				
b) 8000 M. 5% Reichsanleihe VI . . . . .	7840	—				
c) 6000 M. 5% " VII . . . . .	5880	—			19133	01
<b>d) Bestand am 31. Dezember 1917:</b>						
14. Guthaben bei der Kur- und Neumärkischen Ritterschaftl. Darlehns-Kasse . . . . .	3058	44				
15. Guthaben auf Postcheckkonto . . . . .	184	57				
16. Barer Bestand . . . . .	177	37			3420	38
					58518	22

Geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 23. Februar 1918

Gustav Bild Ernst Buthut Karl Schmidt



Siehe Jahresrechnung.

Soll

b) Vereins-  
am 31. De-

	M		Abschreib. für 1917		M		M	
	₰	₰	₰	₰	₰	₰	₰	₰
1. Berliner Hütte:								
a) Gebäude . . . . .	177000		17000		160000			
b) Grundstück . . . . .					11500			
c) Einrichtung . . . . .	12000		2000		10000		181500	
2. Furtshaglhäus:								
a) Gebäude . . . . .	14000		2000		12000			
b) Grundstück . . . . .					250			
c) Einrichtung . . . . .	700		100		600		12850	
3. Ortler-Hochjochhütte:								
Gebäude . . . . .	4000		3999		1		1	
4. Olpererhütte:								
a) Gebäude . . . . .	4000		1000		3000			
b) Einrichtung . . . . .	1				1		3001	
5. Rifflerhütte:								
a) Gebäude . . . . .	4000		1000		3000			
b) Einrichtung . . . . .	1				1		3001	
6. Suckettpasshütte:								
a) Gebäude . . . . .	18000		2000		16000			
b) Einrichtung . . . . .	4000		1000		3000		19000	
7. Habachhütte, Grundstück . . . . .	1						1	
8. Hütte am Schwarzsee . . . . .	1						1	
9. Bücherei . . . . .	13600							
Neuanschaffungen . . . . .	410 51		410 51				13600	
10. Dekorationen . . . . .	1						1	
11. Kaution (f. f. Postkasse Innsbruck)							214 73	
Uebertrag			30509 51				233170 73	

Vermögen  
zember 1917

haben

	M		M	
	₰	₰	₰	₰
Vereins-Vermögen, Vortrag aus 1916				354934 69
darunter D. Schmidt'sches Vermächtnis 3000 M.				
Ergebnis 1917:				
Einnahme a + b . . . . .	47670 76			
abz. Ausgabe a + b . . . . .	35964 83			
Ueberschuß			11705 93	
Abschreibungen . . . . .	30509 51			
Hiervon gedeckt durch vorstehenden Ueberschuß . . . . .	11705 93			
Fehlbetrag				18803 58
Uebertrag				336131 11







**c) Zusammenstellung  
der bisherigen Abschreibungen auf die Hütten**

	bisher ver- ausgabt		Abschrei- bung bis 31.12.1917		Buchwert am 31.12.1917	
	M	h	M	h	M	h
Seit 1893. Berliner Hütte						
Gebäude . . . . .	217578	—	57578	—	160000	—
Einrichtung . . . . .	44566	—	34566	—	10000	—
Seit 1893. Furtshaglhauß						
Gebäude . . . . .	27342	—	15342	—	12000	—
Einrichtung . . . . .	7799	—	7199	—	600	—
Seit 1902. Ortlser-Hochjochhütte						
Gebäude . . . . .	30000	—	29999	—	1	—
Einrichtung . . . . .	2381	—	2381	—	—	—
Seit 1902. Olpererhütte						
Gebäude . . . . .	7001	—	4001	—	3000	—
Einrichtung . . . . .	748	—	747	—	1	—
Seit 1902. Rifflerhütte						
Gebäude . . . . .	6688	—	3688	—	3000	—
Einrichtung . . . . .	635	—	634	—	1	—
Seit 1909. Tuckettpaßhütte						
Gebäude . . . . .	31290	—	15290	—	16000	—
Einrichtung . . . . .	9378	—	6378	—	3000	—
Seit 1899. Habachhütte						
Gebäude . . . . .	17689	—	17689	—	—	—
Einrichtung . . . . .	3365	—	3365	—	—	—
Grundstück . . . . .	150	—	149	—	1	—
Insgesamt	406610	—	199006	—	207604	—

Berlin, den 23. Februar 1918

E. Maße, Schachmeister

**4. Hüttenberichte 1917**

**a) Berliner Hütte**

Von den Hütten, die ich zu verwalten habe, kann ich nicht viel mitteilen; für Turisten waren sie gesperrt. Zu meiner Freude wurde die Berliner Hütte in diesem Jahre nicht wieder mit Militär belegt. Sie konnte daher auch nicht mehr leiden, als sie in den früheren Jahren gelitten hatte.

Auch in diesem Jahre hatte ich die Absicht, die Berliner Hütte und, wenn möglich, auch die anderen Hütten zu besuchen, aber es blieb nur bei dem Besuche der ersteren.

Anfang August fuhr ich ins Zillertal, um Wege und Hütten zu besichtigen.

Die Wege waren durch den Regen zum Teil vom Schotter freigelegt; ein anderer Teil hatte stark durch Lawinen zu leiden gehabt, ganze Stücke waren weggerissen. Sämtliche Wege hatten durch die Militär- und Lebensmittelbeförderungen keine Verbesserung erfahren. Trotz dieser Mängel sind die Wegenlagen im allgemeinen gut erhalten geblieben.

Vor der Berliner Hütte sah ich zerbrochene Zaunstiele und vom Wäschetrocknenplatz Stützen umherliegen. Der Erdboden war mit tausenden von leeren Konservenbüchsen besät. Ich kann wohl sagen, daß der Eindruck, den ich hier empfand, nicht sehr einladend zum Betreten des Hauses war. Aber das Innere der Hütte mußte erforscht werden.

Wir traten in die dunkle Hütte; es dauerte geraume Zeit, bis die Lichtstrahlen sämtliche Räume erhellt hatten und wir die vom Militär zurückgelassenen Schätze und die Sauberkeit in den Gängen und Zimmern bewundern konnten.

Wie es im Innern aussah, möchte ich hier nicht beschreiben; ich will nur bemerken, daß ich es nicht für möglich gehalten hätte, daß uns die Hütte vom Militärkommando in einer solchen Verfassung, wie ich sie vorfand, übergeben werden konnte. Eine gründliche Reinigung muß auf spätere Zeiten verlegt werden, wenn wir die Gewißheit haben, daß kein Militär mehr zu Schikursen hinaufkommt.



Die vom Winter 1916 auf der Hütte noch vorhandene gebrauchte Wäsche konnte in diesem Sommer nicht dort gereinigt werden, es fehlte an Wäscherinnen und Waschstoff, auch wäre die Beschaffung von Lebensmitteln für erstere schwer gewesen. Die Wäsche soll im Sommer künftigen Jahres in Røßhag gewaschen werden.

Die Wasserleitung und die Abortanlagen haben auch vom Frost gelitten. Die elektrische Kraftstelle ist gut erhalten geblieben.

Unser Wirt, David Jankhauser, hatte die Erlaubnis, weil das Futter für das Vieh im Tal sehr knapp wurde, seine Tiere zur Alm zu treiben und dort weiden zu lassen. Zur Beaufsichtigung des Viehes hatte David eine starke Sennerin (sie hatte wohl Mannsgewalt) angestellt. Auch die Söhne von David besuchten von Zeit zu Zeit die Hütte und sahen nach dem Rechten, so daß das Haus immer unter Aufsicht blieb.

#### b) Furtshaglhäus

Diese Hütte habe ich nicht besucht, da meine Zeit nicht ausreichte; nach Aussage des Bewirtschafters Alfons Hörhager ist sie im besten Zustande.

#### c) Tuckerpahhütte

Vom Militärkommando erhielt ich zu einem Besuch nicht die Erlaubnis, da sie sich im engeren Kriegsgebiet befindet. Auch über ihren Zustand habe ich nichts näheres erfahren können; ich hoffe aber, daß sie gut erhalten ist. Ueber den kürzlich gemeldeten Einbruch in der Hütte vergl. S. 16.

Otto Röhn  
Hüttenwart

#### d) Riffler- und Olpererhütte

Beide Hütten besuchte ich im Monat August. Die Gebäude haben durch den schneereichen Winter keinen Schaden gelitten, die inneren Einrichtungen fand ich in gutem Zustande vor.

Jede Hütte ist außer von mir einmal durch Touristen besucht worden. Von der Olpererhütte aus wurde der Olperer, von der Rifflerhütte aus die Lange Wandspitze von mir bestiegen.

Ludwig Grün  
Hüttenwart

## 5. Bergfahrtenbericht

In dem Berichtsjahre sind dem Vorstande noch weniger als in den früheren Kriegsjahren Berichte über Bergfahrten eingesandt worden. Eine Veröffentlichung erübrigte sich daher auch diesmal.

## 6. Büchereibericht

Die Bestände unserer Bücherei haben sich im Berichtsjahre 1917 auf etwa 5600 Werke erhöht. Obwohl alle Seiten der Alpinistik bei den Anschaffungen berücksichtigt wurden, von der streng wissenschaftlichen Literatur bis zum alpinen Roman, so daß für jeden Geschmack gesorgt ist, war die Benutzung mit weniger als 500 Nummern eine ziemlich mäßige, jedenfalls geringer als in Friedenszeiten.

Die schweizerische alpine Literatur ist in den Neuerscheinungen verhältnismäßig stärker vorhanden als die ostalpine. Aber abgesehen von anderen Gründen haben uns schon die Valutaverhältnisse eine gewisse Zurückhaltung bei den Anschaffungen auferlegt. Der geringe jetzt in unseren „Mitteilungen“ zur Verfügung stehende Raum hat leider eine Bekanntgabe aller Neuanschaffungen wichtiger Werke und ihre Besprechung stark beschränkt. Hoffentlich wird es bald möglich, in dieser Hinsicht manches nachzuholen.

Dr. Krollid  
Verwalter der Sammlungen



## 7. Vorträge im Jahre 1917

Sektionsitzung am 12. Januar: Fräulein Alice Schalek aus Wien: „Drei Monate an der Isonzofront“ (mit Lichtbildern). Bericht aus Nr. 156 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom Februar.

Mit hellem, hohen Klang stimmte Fräulein Alice Schalek das Lied der Lieder, des Vaterlandes Hochgefang, an; galt es doch die Tugend der Verteidiger ihres Vaterlandes zu preisen, zu erzählen, was die Isonzoarmee in 15monatigem Kampfe geleistet, mit welchem Heldennute jeder Zoll Erde gegen eine achtfache Uebermacht verteidigt worden ist. Das Wort des österreichischen Führers, Generaloberst von Boroevic: „Es ist der einfache Mann, der den Isonzo hält,“ wurde zum Leitmotiv des Vortrages. Nicht Kriegsbegeisterung hatte die Rednerin als Mitglied des k. u. k. Kriegspressequartiers in die vordersten Schützengräben geführt, sondern die Ueberzeugung, daß zur Bekämpfung des Krieges die Schilderung seiner Greuel aus eigener Anschauung gehöre. Zum dritten Male bewegten wir uns an der italienischen Kampflinie. Hatte uns ein Vortrag an die Dolomitenfront geführt, ein anderer einen Ueberblick über die gesamte Verteidigungslinie gegeben, so versetzte uns Fräulein Schalek an die Südwestfront, an den Isonzo, in das liebliche Görz. Der Görzer Brückenkopf, Podgora und Oslavija, oft gehörte Laute, drangen an unser Ohr, um mit Hilfe einer immer wieder erscheinenden Karte und ausgezeichnete farbiger Bilder nunmehr zu bestimmten Vorstellungen zu werden. Von dem Görzer-Brückenkopf erzählte man sich die schrecklichsten Dinge. Die Podgora war das Hauptgesprächsthema von Görz. Entweder ging man auf die Podgora oder man kam von der Podgora oder man fiel auf ihr. Ihr Gipfel ist die berühmte Kote 240. Wir sahen den Monte Fortin, der die meisten Granaten nach Görz sandte, die furchtbarste Plage der Görzer. Sabotino und Sankt Florian, die Standorte der Italiener, Monte San Michele und San Martino ziehen an uns vorüber. Die Rednerin führte uns durch das zerschossene Görz, zeigte uns die verschiedenartigen Schußwirkungen an den Häusern und Kirchen, erzählte uns von dem Leben und Treiben in der Stadt, in der sich noch 4000 Menschen aufhielten, um ihren

Berufen nachzugehen und im Kaffeehaus — den Simplizissimus zu lesen. Wort und Bild vereinigten sich zu fesselnden Einzelschilderungen, beides in packender Deutlichkeit, nur wenn ein Schrapnell während der Aufnahme geplatzt war, ließ das Bild die Erschütterung der Kamera erkennen. Die Podgora fesselte unter den Bildern des Görzer Abschnittes am meisten. Wir sahen, was das Granatfeuer vieler Monate aus einem üppigen Kastanienwalde gemacht hatte — Reste einiger Baumstämme. In den Kavernen unterhalb des Gipfels auf der Isonzoseite waren die Truppen untergebracht, auf der anderen Seite unterhalb des Gipfels zog sich der vorderste Graben hin, in dem die Hochposten lagen. Von hier aus wurden die ersten Geschosse den anstürmenden Italienern entgegengeschleudert, um sie aufzuhalten, bis die Reserven von der anderen Hügelseite herübergekommen waren, das war die einzige Gelegenheit, wo das Artilleriefeuer verstummte. So ging es Tag für Tag. Fast konnte man darüber streiten, ob es schwieriger war, im Kampfe mit den Italienern zu liegen oder zur Podgora zu gehen oder ihr den Rücken zu kehren. Unaufhörlich bestrich das Artilleriefeuer den Weg und die Brücke nach Görz. Fräulein Schalek zeigte uns die vordersten Gräben an den interessantesten Punkten. Hier lagen sich Oesterreicher und Italiener nur 10 Schritte entfernt gegenüber, dort hatte sich die österreichische Linie feilartig in die italienische eingefressen; man nannte sie den Zahn des Wildschweines. Es lag ein eigenartiger Gegensatz in dem die Zuhörer bannenden Vortrage. Das Furchtbarste, was nur Menschen zugemutet werden kann, richtiger gesagt, was seine Treue zum Vaterlande und wahres Heldentum leisten können, wurde in anmutig-ernster Weise vorgetragen, frei von jeder Uebertreibung und Haskerei nach Erfolg. Die Bilder waren ja die Beweise, die ernstesten Gesichter der Krieger die beredten Zeugen. Oslavija, du zermürbter Berg! Du bist tot. Der monatelange Granatenhagel hat deine Erde in Staub verwandelt. In ihm hastet nichts mehr. Du nimmst selbst die Leichen nicht mehr auf, du wirfst sie wieder aus. Dennoch fand treue Kameradschaft immer wieder ein Plätzchen, das dem Toten zur Stätte des Friedens wurde. Wir sahen gar viele; immer, wenn ein Abschnitt des Vortrages zu Ende ging, standen wir an den Gräbern, deren Schmuck den Dank für die übermenschliche Aufopferung des einfachen Mannes, der den Isonzo hält, in sich schloß. Auf die Schilderungen der Kampflinien um Görz folgte eine eingehende Beschreibung des Plateaus von Doberdo. Der Monte San Michele war Brennpunkt der dortigen Kämpfe. Auch hier lagen sich die Linien in einem Abstände von 10 Metern gegenüber. Im Gegensatz zu dem meist gradlinigen Verlaufe der Gräben zeigten einige Bilder vom Abhange nach San Martino zu eine sogenannte eingesehene Stellung, die nicht in gerader Linie verläuft und die dennoch Monate hindurch gehalten werden konnte. Hier eine Stelle, wo die Fronten auf fünf Schritte sich nähern.



Wir verstanden die Worte der Rednerin: „Um zehn Schritte, nein um fünf, um drei wurde gerauft!“ Heute heißt der Ort San Martino „Il Cimitero dei venti cinque Mila“, der San Michele „Il Monte della Morte“. Hören wir zu Anfang das Lob der Dalmatiner singen, so galten hier die Worte der Anerkennung den ungarischen Truppen. Heiß waren die Kämpfe, heiß der Steinboden unter der brennenden Sonne, ohne einen Tropfen Wasser. Ernst sind die Gesichter an der Front, hier hat noch keiner gelacht, doch schon 500 Meter rückwärts hellen sie sich auf und nicht gar weit dahinter steht das Wanderkino, in dem die dem Tode Entronnenen und in den Tod Gehenden sich an Filmschwänken erfreuen.

Wir verlassen das blutgetränkte Plateau von Doberdo, um uns dem romantischen Plava-Zagora zuzuwenden. Schon im ersten Abschnitt hatten wir gehört und auf der Karte verfolgt, um wie wenige Kilometer durch den Verlust von Görz die Front zurückgedrängt worden ist, in den beiden nördlichen Isonzogeieten dagegen ist die ursprüngliche Linie unverändert geblieben. Der Monte Santo mit der herrlichen Wallfahrtskirche zog in zahlreichen Bildern vorüber. Die Wände der Kirche standen noch, die schönen Fresken ließen die Pracht des Bauwerks ahnen, auf dessen Zerstörung die Italiener 2000 Achtundzwanziger verwendet haben sollen. Es ist die Legende aufgetaucht, daß der König von Italien d'Annunzio um den Hals gefallen sein soll, als das monumentale Gebäude in Trümmer ging. Die Romantik des Tales steigt in herrlichen Bildern auf. Die kunstvollen Gallerien der Karawankenbahn ziehen an uns vorüber; jetzt sind sie Standort für die italienischen Feuerrohre. Wiederum eine eingesehene Stellung, eine besonders gefährliche bei Zagora am Isonzo. Die Zufahrtsstraße über die Berge, die während der Kämpfe gebaut werden mußte, ist das Ziel der feindlichen Granaten. Wie schon im ersten Teil sahen wir hier die Masken, aufgestellte Sträucher, die den die Straße Dahinziehenden verbergen, die Straße selbst aber zum Zielpunkt machen. Wird der maskierende Strauch durch den Treffer umgeworfen, so stellt ihn der Fahrer wieder auf, so lautet der Befehl. Mensch und Tier durcheilen schnell diesen Weg, den Todesweg von Zagora. Blutgetränkt ist er; wir sahen die Granattrichter, einen neben dem andern. Ueber diesen Todesweg muß jedes Geschöß und jede Nahrung 500 Meter hinunter nach Zagora getragen werden, jeder Verwundete 500 Meter hinauf. Mitten durch Zagora führt die Front; ein Haus gehört zur Hälfte den Italienern, zur Hälfte den Oesterreichern. In Zagora selbst kommt die Granate nicht zur Geltung; Minenwerfer und Handgranaten sind dort die geeigneten Mittel. In tiefem Schweigen vollziehen sich die Ablösungen, jeder Laut weckt eine Mine. In tiefem Schweigen über all das erlittene Weh liegt der Friedhof — die Offiziere haben einen weißen Stein, die Mannschaften ein Holzkreuz.

Nördlich von Tolmein betreten wir das Hochgebirge. Bis zum 2000 Meter hohen Krn reicht das Kampfgebiet. Der Tolmeiner Schloßberg, fest in der Hand der Oesterreicher, beherrscht die Stellung. Wiederum erkannten wir den eigenartigen Lauf der Schützengräben; auch hier eingesehene Stellungen. Die Straßen sind durch Masken geschützt und durch Drähte der Länge nach geteilt. Die eine Seite kann nämlich vom Feinde gesehen werden. Auf der schußsicheren Seite spielt abends die Plakmusik. Achtung vor dieser Raumausnutzung!

Der Vortrag wurde nun hochalpin. Wir sahen die trostlose Steinöde des Krn-Massivs. Noch im Juli lag tiefer Schnee, bei dessen Ausschaukeln die gefrorenen Leichen zutage kamen. Hart ist hier monatelang gekämpft worden. Die Krnspitze ging gleich bei Beginn des Krieges durch eine glänzende Leistung der Alpini verloren. Was nie für möglich gehalten werden konnte, geschah in einer Nacht; vom Isonzo stürmten die Alpini den steilen Hang 2000 Meter hinauf. Seitdem stehen vier Geschütze auf der Krnspitze, die das darunter liegende Plateau beherrschen. Und dennoch halten die Oesterreicher das 800 Schritt lange Plateau, denn unterhalb des Absturzes haben sie sich eingenistet. Zum Schutzmantel werden die wallenden Nebel, die von der Adria und dem Wocheiner See aufsteigen, sie decken die Verbindung zwischen dem Schützengraben in 2000 Meter Höhe und den tiefer liegenden Reservestellungen. Eingesehene Stellungen ergeben sich durch die Höhenunterschiede in größerer Zahl. Es ist ein Trost dabei, daß auch dem Feinde das tödliche Rohr immerwährend gezeigt werden kann. Ein stummes Uebereinkommen sorgt dafür, daß die Ziffern der Toten nicht allzuhohe werden. Mühsam ist es im Krngebiet, die Toten zu bestatten, wo kein Halm und keine Blume wächst doch mühsamer noch, die Verwundeten herabzuschaffen — 500 Meter bergab, 150 Meter wieder hinauf zum Bogatinsattel und noch einmal 400 Meter bergab —, erst hier wird den Verwundeten die erste Hilfe zuteil. Trostlos ist es im Krngebiet, erschütternd, was sich dort abspielt. Doch wenn die abgelösten Mannschaften, die dem Tode entronnen sind, im Lager wieder eintreffen, sind die furchtbaren Erlebnisse vergessen; ein Zigeuner hat die Waffe mit der Fiedel vertauscht, man singt und tanzt, und auf die erstaunte Frage folgt die Antwort: „Warum sollen wir das nicht? Wir leben ja noch!“ Ein Soldatenbegräbnis schloß die lange Reihe der Bilder und wieder erklangen die Worte des Generaloberst von Boroewic: „Es ist der einfache Mann, der den Isonzo hält.“ Der zweistündige Vortrag hinterließ eine tiefe Wirkung. Mehr als 200 Bilder hatten die frei gesprochenen Worte begleitet, hatten uns das Heldentum unserer österreichisch-ungarischen Bundesbrüder nahegebracht. Der Vortrag verdient die Aufmerksamkeit unserer Schwestersektionen in hohem Maße, denn er ist alpin und führt uns in feltener besuchte Gebiete. Daß Fräulein Schalek die



70 km lange Jonzofront in der vordersten Linie durchwandert und oft im Granatfeuer Bilder aufgenommen hat, die sonst unseren Blicken verborgen bleiben, verleiht dem Vortrage einen besonderen Reiz.

R. H.

Sektionsführung mit Damen am 9. Februar: **Walther Apolant**, Berlin, Sektionsmitglied: „Was ich am Wege fand“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 157 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom März.

Ein anspruchloses Thema. Mit Absicht gewählt, um jede Erwartung auf alpine Großtaten oder einen wissenschaftlichen Vortrag auszuschließen. Unspruchlos, jedoch aus einem Anspruch hervorgegangen, den einst Apolant unserem Vorsitzenden, Präsident Dr. Holz, gegenüber geltend gemacht hatte, nämlich auch den alpinen Wanderer, insbesondere den Sektionsgenossen in unseren Sitzungen öfter zum Worte kommen zu lassen. „Na, dann halten Sie doch einmal einen Vortrag, wie Sie ihn sich denken“ lautete die Antwort unseres Vorsitzenden. So wurde Apolant zum Täter, als der er sich in seiner Einleitung zu entlasten, aber auch den Anstifter zur etwaigen Bestrafung ebenfalls heranzuziehen suchte für den Fall, daß der Vortragende gar zu wenig am Wege gefunden haben sollte. Unnötige Sorge. Nach den furchtbaren Schilderungen des Krieges in den Alpen, wie wir sie in letzter Zeit wiederholt gehört hatten, schlug Apolant einen Ton an, der unser Ohr gar angenehm berührte. Nichts kann deutlicher vergangene glückliche Zeiten in die Erinnerung zurückrufen, als das Wiederanstimmen eines Liedes aus jener Zeit. Apolant sang es in aller Natürlichkeit und fesselte seine Zuhörer. In Ausburg begann er und erzählte uns von allem Sehenswerten, zeigte uns die berühmten Stätten, das Fuggerhaus, das Maximilians-Museum, den Dom, die alten Bürgerhäuser und versetzte uns in die Zeit Philippine Welfers, gerade als ob wir selbst mit offenem Auge durch Augsburg schlenderten. Nach München ging es, um die Beschwerden einer Sonntagsfahrt kennen zu lernen, alsdann ins Inntal, wo in Brizlegg das Heim unseres Sektionsgenossen Professor Schlabitz längst zum Sammelplatz für viele kunstbegeisterte und wanderfrohe Genossen geworden ist. Daß uns der Vortragende aus dem Tiroler Künstlerheim in Brizlegg nur eine Ecke zeigte, gibt der Hoffnung Raum, unser Meister Schlabitz will uns auch einmal erzählen, was er am Wege fand. Nach ergiebigen Streifen in die Umgebung, Rattenberg, Kramsach, Maken, Alpach, beschloß Apolant seinen Besuch im Unterinntal mit einem poetischen Bekenntnis, daß man dort eines immer am Wege fände — den Regen. An die Nässe gewöhnt, suchte sie der Redner auch in Zell am See und fand bei gutem Wetter Erquickung in der kühlen Flut; eine lustige Badeszene war der Ertrag

des kurzen Aufenthaltes auf dem Wege nach Gastein. Hier fand Apolant eigenartiges, nämlich die Aufführung eines alten Volksgebräuches, des Perchtentanzes, der in den heiligen 12 Nächten, das ist die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage, zu Ehren der Frau Perchta (Perchta — Frau Holle), aufgeführt wird. Die Aufführung fand für die Gasteiner Kurgäste statt und diese zeichnete sich durch besondere Eigenart aus, die Apolant durch eine Reihe von Bildern veranschaulichte. Der Vortragende gab dazu folgende Erklärungen:

„In den Winternächten, wenn die Stürme brausen, fährt Frau Perchta mit den Seelen der ungetauften Kinder durch die Luft, und weil sie mit den Winterstürmen kam, schrieb man ihr auch Einfluß auf das Wetter zu; auch galt sie als Beschützerin der Ernte. Dieser Tanz hat auch Ähnlichkeit mit dem alten Imster Schemenlaufen. Man sieht auch hier wieder, wie das Volk sich in seinen Sagen den künstlerischen Sinn und das Gefühl für malerische Bilder erhalten hat, und es ist zu bedauern, daß sowohl die schönen alten Sitten, als auch die geschichtlichen Trachten durch die neue Zeit fast ganz verdrängt werden. Masken ziehen sich einzeln oder in Gruppen an einem bestimmten Platz zusammen und bieten einen reizvoll geordneten imposanten Zug. Zu diesem gesellen sich uralte symbolische Verkörperungen, Darstellungen von Naturkräften und Geistern. Den Hauptcharakter aber geben die Gestalten, die auf die alten Mysterien zurückweisen, freundliche und häßliche Dämonen, männlicher und weiblicher Art, sämtlich von Männern dargestellt, die sich bedrohend und besänftigend zeigen und allerlei Schabernack spielen. Fast alle sind mit holzgeschnitzten charakteristischen Masken versehen, die alt sind, und zum Teil werden wertvolle alte Kostüme dazu getragen. Die Glockentänzer mit ihrem eigenartigen Kopfsputz, dem Schein, dem bis zu einem Meter hohen Aufbau aus Blumen, Waldgrün und allerhand Zierrat, bilden die Hauptfiguren. Hexen springen daher mit furchtbaren Masken und schwingen bedrohlich ihre Besen. In der eigentlichen Festzeit macht die Gruppe Halt vor irgend einem Bürgerhaus und erhält nach dem Tanz eine Gabe dafür. Ein Wagen mit Feldfrüchten soll bedeuten, daß die Scholle in diesem Jahr fruchtbar werden soll, und unter Gejauchz und großem Lärm werden lange Peitschen geknallt, damit der Erdgeist erwacht, die Fluren segnet und die bösen Geister erschreckt davonschrecken.“

Die Bilder waren überaus reizvoll, und mehr und mehr erkannten die Zuhörer, daß sie einen sehr erfahrenen, fein empfindenden Meister der Kamera vor sich hatten, der kritisch betrachtet, was er am Wege findet, bevor er es pflückt. So wurde das uns Gebotene zu einer wertvollen Auslese, und wir stießen uns nicht daran, daß wir die gewagtesten turistischen Sprünge machen mußten. Aber auch die Bilder selbst zeigten in ihrem Stoff die größten Verschiedenheiten, gleichviel,



wir bewundern das Schloßportal des Palazzo Borzia in Millstadt ebenso gern, wie in Veldes die ledere Konditorei und das Schloß mit dem Blick auf den Triglav, nach einem stimmungsvollen Wegkreuz im Vessachtale ein Patrizierhaus in Brigen; neben dem Lobe des gastfreundlichen „Mondschein“ in Klausen die Klage, nicht auch bei den Nonnen im Kloster Säben einkehren zu dürfen, obwohl Apolant, wie er versicherte, es nur auf die Altertümer abgesehen hatte. Um so ergiebiger wurde Bozen durch eine Reihe neuer Bilder aus seinen Obstfluren. In Bozen hatte Apolant auch mehr Glück als bei den Nonnen in Säben. Die Kellnerin im Wirtshaus Uer zeugte wieder von seinem feinen Empfinden, denn er sah mit dem Bozener Frank im Leibe in ihr nicht Helenen, sondern den edlen Anstand einer alten Römerin. Römisch dünkte ihn auch die Straße von Bozen nach Jenesien wegen des entsetzlichen Pflasters. Im Urtirol, dem wir nun zustreben, im Burggrafenamt, läßt sich vieles am Wege finden. Frühlingsheter das Land, frühlingsheter die alten Trachten seiner Bewohner. Das Rot und Grün der Sonntagskleidung des daherkommenden alten Burggräfers empfinden wir auf dem Einzelbildnis wie auf den Bildern des KirCHFestes. Reiche Auslese im Meraner Land für den Lichtbildkünstler. Epheumspinnene Burgmauern, südliche Blütenpracht, edle Kreuzbilder und pausbäckige Tiroler Buben, Fragsburg und die uralte Wallfahrtskirche der Katharina in der Scharte, eine Reihe prächtiger Bilder. Ueber den Brenner ging es heimwärts. Wir lernten einige neuentdeckte Schönheiten des alten Vipitenum kennen und kamen nach Hall und Schwaz, wo Apolant stimmungsvolle Straßenbilder von fast mittelalterlicher Eigenart fand. In Schliersee hatte es ihm die bekannte Botenfrau, die Rosennandl, angetan. Wieder eine Kirta, diesmal auf der Schliersbergalm; Apolant hat nie ein Alpenfest ausgelassen. Als guter Patriot nimmt Apolant an allem teil, was unsere Zukunft sichert, deshalb hielt er auch die Düngererzeugung des weidenden Viehes auf der Platte fest. Durch das nur zu wenig bekannte Isartal näherten wir uns München, um dem stimmungsvollen Waldfriedhof einen Besuch abzustatten. Herrliche Bilder aus den Waldlichtungen, den neuesten Begräbnisstätten, streiften den Ernst der Zeit. Die Kofl aus dem Pschorrbräu brachte die heitere Schlußnote in den Vortrag, der eben ganz auf den Frieden eingestellt war als Erinnerung an weit zurückliegende glückliche Zeiten, als ein „Quousque tandem?“ an den Kriegsgott, als Verheißung einer wanderfrohen Zukunft.

Ich könnte mir das Apolantsche Thema als zukünftiges, von Zeit zu Zeit sich wiederholendes Dauerthema denken, um immer wieder den Sektionsmitgliedern das Wort zu erteilen, die nicht mit hochturistischen oder alpin-wissenschaftlichen Vorträgen dienen können. Die Anregung durch die Tat gegeben zu haben, bliebe das Verdienst Apolants.

R. H.

Sektionsführung am 9. März: Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedensburg, Breslau, Sektionsmitglied: „Mein Besuch bei deutschen Kriegsgefangenen in der Schweiz, verbunden mit einer Säntis-Besteigung“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 158 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom April.

Von der Versammlung herzlich begrüßt, gedachte unser einstiger Gemeindeführer, wie er sich gern nannte, der schönen Zeiten, die er in der Sektion verlebt, des verstorbenen Freundes, Prof. Dr. Werner, dem sein letztes Wort gegolten hatte, das er vor seinem Scheiden aus Berlin in der Sektion gesprochen hatte, ebenso des Kammers, der über ihn seit seinem Fortgange gekommen war, und endlich seines früheren Brotgebers, unseres Ehrenvorsitzenden, Excellenz Sydow, der ihn ersucht habe, in unserer Sektion wieder einmal zu sprechen. Da hätte das arme Schreiberlein, wie er sich nannte, doch nicht nein sagen dürfen, wenn es sich auch nur um rein persönliche Erlebnisse, die den Stoff für seinen Vortrag bilden mußten, handelte. Und dann begann der Vortragende die Leidensgeschichte eines Kriegsgefangenen zu schildern, die die Zuhörer erschütterte und tiefes Mitgefühl hervorrief. Die Schilderungen betrafen den Sohn des Vortragenden, Bergassessor und Leutnant der Reserve, der sich bei Kriegsausbruch auf einer Studienreise in Nordamerika befand. Auf einem italienischen Schiffe gelang es ihm, sich mit anderen deutschen Offizieren einzuschiffen. Die Reisekosten waren im voraus bezahlt und der italienische Kapitän hatte die Pflicht, alles aufzubieten, um die Bundesgenossen sicher nach Italien zu führen; statt dessen verriet er sie in Gibraltar den Engländern, was die Gefangennahme der deutschen Offiziere zur Folge hatte. Elend zusammengepfercht in einer Baracke auf dem hohen Felsgipfel, anfangs in Gemeinschaft mit Gefinde, schlecht gepflegt, abgeschnitten von aller Welt, regte sich in den Gefangenen der Gedanke an Flucht. Eine solche wäre durch ein Durchschwimmen der neutralen Zone, die Gibraltar von Spanien trennt, möglich gewesen. In vier Stunden, so hieß es, könnte ein guter Schwimmer den Weg zurücklegen. Zuerst galt es, von der Höhe der Felsen zum Meere hinabzuklettern, ein gewaltiges Wagnis. Den Kameraden fehlte im entscheidenden Augenblick der Mut und nur Assessor Friedensburg ging ans Werk. In einer Felsrinne versuchte er in einer Nacht hinabzukommen. Da sperrte eine hohe Wand den Weg. Er kletterte planlos in den Felsen umher und kam schließlich auf einen Vorsprung, von dem aus er nur durch einen Sprung von etwa 15 m in die Tiefe das Meer erreichen konnte. Und er wagte den Sprung, der jedoch mißlang. Er fiel in eine Felspalte, in der er infolge der steigenden Flut zu ertrinken drohte. An beiden Knien schwer verletzt, suchte er durch in-die-Höhe-kriechen Schutz vor dem Wasser. Es gelang ihm, sich



einem vorbeifahrenden Schifferboote verständlich zu machen. Das Boot nahm ihn auf, übergab ihn jedoch einer englischen Wache, die ihn in das Gefangenenlager zurückbrachte. Die Strafe war mit Rücksicht auf die außerordentliche bergsportliche Leistung, die der Fluchtversuch darstellte, nur gering. Einige Wochen Einzelhaft verbrachte der Assessor Friedensburg im Lazarett, das für lange sein Aufenthalt werden mußte, denn die ärztliche Behandlung war eine so mangelhafte, daß die erlittene Beschädigung nicht zur Heilung kam und er auch jetzt die Gehfähigkeit noch nicht wiedererlangt hat.

Im Dezember 1915 führte man die Gefangenen von Gibraltar nach dem Lager Twynford bei London. Man sagt, daß die aus der Seeschlacht bei den Falkland-Inseln zurückgekehrten zerschossenen Kriegsschiffe den Augen der Deutschen verborgen bleiben sollten. Die anschaulichen Schilderungen des Vortragenden ergänzten Lichtbilder am Schlusse des Vortrages. An die Bilder der steil in das Meer abfallenden Gibraltarfelsen, die den Wagemut Friedensburgs so recht erkennen ließen, schloß sich die Weihnachtskarte der Kriegsgefangenen, die einer der Kameraden für die Feier auf dem Schiff gezeichnet hatte: ein mit Lichtern besteckter Weihnachtsbaum, umrandet von Stacheldraht. In Twynford ergriff viele der jungen Leute jene Nervenkrankheit, die sich bei Menschen einzustellen pflegt, die zu langer Einsamkeit verurteilt sind. Bei den Kriegsgefangenen nennt man sie im Scherz Internitis oder Barackenkoller. Neben der Furcht vor Grausamkeiten ist es der quälende Gedanke, daß man daheim von den Gefangenen gering denke und sie vergessen hätte. Hier schaltete der Vortragende ein, daß die Bemühungen der Neutralen um das Los der Gefangenen in den Mitteln wie in den Wirkungen sehr verschieden gewesen wären. Ein spanischer Besuch zeitigte schnelle Erfolge, ein amerikanischer ging spurlos vorüber.

Das schweizerische Angebot, kriegsuntaugliche Gefangene aufzunehmen, wurde unserem Gefangenen zum Segen. Er kam im Juli 1916 nach Genf, wo über den ferneren Verbleib Beschluß gefaßt wurde. Friedensburg schilderte den erhebenden Empfang in Genf durch das schweizerische Rote Kreuz und die deutschen Damen. Man wetteiferte in Aufmerksamkeiten, um den aus der Gefangenschaft in die Freiheit Zurückkehrenden Freude zu bereiten. Mit sechs Kameraden kam der junge Friedensburg nach Herisau im Appenzeller Land. Das Heinrichsbad wurde Aufenthaltort; die Leitung liegt in den Händen eines deutschen Pfarrers, der die Pflicht hat, die Neutralität streng zu wahren. Hier setzte die Schilderung der eigenen Wahrnehmungen des Vortragenden während eines Besuches bei dem Sohne in Herisau ein. Die Lichtbilder ergänzten den Vortrag wiederum und ließen uns in das Leben der Gefangenen Einblicke nehmen. Welcher Unterschied gegen Gibraltar und Twynford! Die Landschaft wie im südlichen Schwarzwald, die ehrwürdigen Häuser mit dem kräftigen Gebälk, der

Blumenschmuck an den Fenstern, die breiten Holzwände mit St. Gallener Spitzen geschmückt; es folgen zahlreiche Bilder, die beweisen, daß die Gefangenen sich frei bewegen, daß sie Menschen auffuchen können, die ihnen gastliche Aufnahme bereiten, daß ihnen der Besuch ihrer Lieben gestattet ist, daß sie ohne Zwang die herrliche Gebirgsnatur des Landes genießen dürfen, „in vollen, in durstigen Zügen trinken die freie, die himmlische Luft“. — Für die Unterkunft ist ebenso gut gesorgt wie für die Verpflegung. Der Redner konnte es sich nicht versagen, die Genüsse aufzuzählen und seine Empfindungen bei dem Umschwung im Speisezettel durch das Dichterwort zu kennzeichnen: „An gute Kost gewöhnt der Mensch sich leicht, wenn man die schlechte gänzlich ihm entzieht“. Auch für geistige Nahrung in jeglicher Gestalt ist gesorgt. Für Studien stehen sogar die Akademien zur Verfügung. Die Mannschaften machen sich im Hause nützlich und werden zur Bedienung der Offiziere verwandt. Häufige Ausflüge in die Umgebung, Vorträge der Offiziere, Konzerte bringen reiche Abwechslung in das tägliche Leben. Auch Geheimrat Friedensburg hat einen Vortrag, seinen 64. im Kriege, in Herisau gehalten und ihn als „Gruß der Heimat an ihre gefangenen Kinder“ überschrieben. Er suchte die Kriegsgefangenen zu überzeugen, daß sie weder geringgeschätzt würden, noch vergessen wären. Solche Vorträge sind von den Herren Franzosen wiederholt benutzt worden, um Hekreden zu halten; das Verbot war die Folge. Friedensburg schaltete manche Erzählung ein, die unseren Feinden nicht zum Ruhme gereicht. Neben Gefühlsrohheiten der Engländer Nichtswürdigkeiten der Franzosen. Einem der gefangenen Offiziere waren im Grabenkampf die Zähne zerschlagen worden. In der französischen Gefangenschaft hatte er sich an einen französischen Zahnarzt gewendet, um sich die abgebrochenen Zähne durch Goldkronen wieder herstellen zu lassen. Der Zahnarzt ließ sich im voraus Bezahlung geben, bohrte alle zu ergänzenden Zähne an, um dann zu erklären, daß er für einen Woche nicht arbeite. In Davos sind die Gefangenen verschiedener Länder untergebracht, während sonst die Nationalitäten getrennt interniert sind. Daraufhin haben sich in Davos die Franzosen beschwert, daß sie mit Deutschen an dem gleichen Orte leben müssen, und die Entfernung der Deutschen gefordert. Die Schweizer Behörde hat darauf die entsprechende Antwort erteilt.

Die Gefangenen dürfen sich frei bewegen, nur nachts müssen sie im Hause sein; für weitere Reisen bekommen sie Urlaub. Besuche der Eltern und Gattinnen sind erlaubt, Rusinen sind jedoch von Besuchen ausgeschlossen. Die Aufsicht über die Gefangenen führt ein schweizerischer Hauptmann, der im Zivilberuf Arzt ist.

Durch die Lichtbilder führte uns der Redner zum zweiten Teile seines Vortrages. Wir überschauten die weite Landschaft, blickten in eine romantische Schlucht bei Herisau, bewunderten die Konstruktion eines Viaduktes, von dem man das Säntisgebirge überblickt und



schauten den Säntis im Neuschnee. Den schwierigeren von zwei Aufstiegen wählte Friedensburg und kam in dichten Nebel. Er ließ sich nicht abschrecken und stieg weiter hinauf, um wahrzunehmen, daß Weg und Wegbezeichnung gänzlich fehlten. Es setzte Wind und Schneetreiben ein; ein Drahtseil brachte keine Klärung, sondern führte an einen Abgrund. Das alpine Notzeichen verhallte ungehört, die Lage wurde kritisch. Der Wanderer gelangte zum Glück an die meteorologische Station und alsdann zum Hotel Säntis, das durch den dichten Nebel trotz der Nähe der Station dem Blick gänzlich entzogen war. Im Hotel wurden die Lebensgeister wieder erfrischt. Ein Schweizer Führer löste das Rätsel, das die Wege zum Säntis dem Wanderer aufgeben. Man unterhält mit Absicht weder Wege noch Wegbezeichnungen, damit sich die Suristen — einen Führer nehmen.

Mit herrlichen Bildern vom Säntis und von den Ausblicken auf die Berge der Gruppe schloß unser früherer Gemeindeführer Friedensburg seinen 103. Kriegsvortrag. R. S.

Sektionsführung am 13. April: Dr. Arnold Samter, Berlin, Sektionsmitglied: „Ernste und heitere Bilder eines Liebhaberphotographen aus Berlin und der Mark“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 159 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom Mai.

Mit dem Hinweis auf die Bescheidenheit, wozu der Krieg erziehe, leitete der Redner seinen Vortrag ein. Aus den für uns sonst unentbehrlichen Besuchen in den eisigen Gefilden des Hochgebirges, dem Genuße der Bauwerke und den Streifen durch enge Straßen italienischer Städte sind Sonntagsbummeleien in der engeren Heimat geworden. Gesuchte und ungesuchte Objekte stellte der Redner in Aussicht, und er begann mit jener ausgezeichneten Hühnergruppe, die wir schon vor Jahren bewundert hatten, damals wegen ihrer überraschenden Bildwirkung und Naturtreue, heute wegen ihrer Seltenheit und wehmütigen Erinnerung an die Zeiten, da es noch Eier gab. Anstatt einer Strozzi-Fassade sahen wir die Renaissance-Fassade der Rückseite des Märkischen Museums, anstatt eines Brunnens in Rom einen Brunnen auf dem Märkischen Platz. Der Berliner Rathausurm ersetzte den Glockenturm des Domes zu Florenz. Eine der ältesten Gassen in Berlin, „Am Krögel“ versetzte uns in Jahrhunderte zurückliegende Zeiten. Ein anderes Bild, das uns gar alt vorkam, wurde als der Hafenplatz mit dem Wasserturm im Hintergrunde erraten. Bild auf Bild aus dem Leben und Treiben Berlins zogen vorüber und zeugten von der feinen Beobachtung des Lichtbildners Samter. Der Lichtbildkünstler Samter, nicht der Redner, hatte es unternommen, die Versammlung zu unterhalten. Er lehnte im voraus ab, als Redner angesprochen zu werden, die Bilder waren die Hauptsache, die Mark

das Hauptgebiet. Da war es natürlich, daß der klassische Schilderer der Mark, Fontane, in unserer Erinnerung auftauchte und mit ihm sein Zeitgenosse Glashbrenner. War das Ganze nicht ein großer Guckkasten, wickelte Dr. Samter nicht wie der Guckkastenmann aus der vormärzlichen Zeit? Bekam Eusebia Schmohl, die treue Helferin, nicht auch ihren Anpfeiff, wenn Erklärung und Bild nicht zu einander paßten? Rrrr! Ein ander Bild! Aber wie anders waren die Bilder in unserem modernen Guckkasten. Die Sonne spielte freilich eine große Rolle, jetzt wie damals. Damals schlossen die Erklärungen der schönsten Bilder immer mit dem Wort: „Und hinten scheint die Sonne“. Diese Sonne der Guckkastenbilder sah bekanntlich wie ein Gehei aus, die Sonne Samters ist eine andere, sie steht im Dienste des Lichtbildkünstlers, er weiß sie für seine Zwecke auszunützen, er wirft sie über die Körper, bald in vollen Lichtgarben, bald als feinste Linien und Punkte, und immer zaubert er Plastik hervor und haucht Leben ein. Rrrr! Ein ander Bild! Ueber Schöneberg und Schmargendorf kamen wir in den Grunewald und zum Wannsee, den wir bei gutem Wetter und vom Sturmwind aufgewühlt sahen. Moorlake und Sakrow folgten. Im Dorfe wird es bekannt, daß ein Photograph kommt, man tritt in die Haustür und schaut freundlich heraus: ein Mägdelein mit schief gehaltenem Kopf und in ganz gleicher Haltung auf dem zweiten Bilde eine Ziege. Diese Ähnlichkeit! Dr. Samter versteht es, zu erheitern.

Der Vortragende verbreitete sich nunmehr über die von ihm angewandte Technik und stellte sich als Revolutionär vor. Er verzichtet auf eine Dunkelkammer, er arbeitet ohne Mattscheibe, er stellt nach dem Sucher und der Entfernung ein. Rollfilme sind nach dem Urteil vieler unbrauchbar, Samter benützt nur Rollfilme. Bei den folgenden Bildern erläuterte der Vortragende durch Vergleiche mit Rotophotografien die überraschenden Ergebnisse seiner Technik. Rrrr! Ein ander Bild! Nach Brandenburg führte die Wanderung. Prächtige Architekturbilder waren die Ausbeute: die Katharinenkirche, das Kirchenportal, der Kreuzgang der Paulikirche, eine Christusfigur und die Grabtafel einer Dame, die zweimal geheiratet hat und der Inschrift nach doch noch glücklich gestorben ist. Tangermünde, Havelberg, Prenzlau waren die nächsten Stätten Samter'scher Lichtbildkunst. Bei dem Innenbilde einer Kirche im Rokostil, wo „der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quoll“, gab es wieder etwas zu erraten. War es eine Kirche in Rom? Nein, in Neuzelle zwischen Frankfurt und Guben.

Der zweite Teil des Vortrages begann mit Rheinsberg; es erschienen neben den bekannten historischen Denkmälern und den anmutigen märkischen Landschaften Bilder bekannter Sektionsgenossen, die sich um die Sektionsausflüge in hervorragender Weise verdient



machen. Templin und Boizenburg folgten. Das Schloß daselbst verglich der Redner treffend mit dem architektonischen Eindruck des Heidelberger Schlosses.

Mit dem heute immer wieder interessierenden Bilde einer Schweinegruppe schloß der Vortragende, der besonders betonte, daß er auf jeden Versuch, das Dargebotene durch Worte anziehend zu gestalten, mit Absicht verzichtet hätte; das wäre die Aufgabe eines Kunsthistorikers gewesen. Die Frage, ob die Vorführung der Bilder in einer Alpenvereinssektion überhaupt am Platze gewesen sei, mache ihm kein Bein. Die Antwort hierauf kam durch den lebhaften Beifall der Anwesenden zum Ausdruck sowie durch das Schlußwort des Versammlungsleiters, der der vortrefflichen Lichtbildkunst des Vortragenden gedachte und von dem Fontane'schen Geiste sprach, der das Ganze durchzogen hätte. „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“, sagt unser märkischer Dichter. Dieses Wort passe auf unser Mitglied Samter, der erst Jahre hindurch die Alpen bereifte und dort photographieren lernte, ehe er daran dachte, die Schönheiten der Mark aufzuspüren. Und noch ein anderes Fontane-Wort habe der Vortragende erfüllt: „Es ist mit der märkischen Natur wie mit manchen Frauen; auch die häßlichste hat immer noch sieben Schönheiten. Man muß sie nur zu finden wissen!“

R. S.

Sektionsführung am 11. Mai: Vize-Postdirektor Wollmann aus Landsberg a. W.: „Wanderbilder aus den Nord- und Mittelvogesen“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 160 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom Juni.

Wiederum wurden wir in ein Kriegsgebiet geführt, in den alten Wasgenwald, in sagenumwobene Lande. Herauf steigen unsere deutschen Heldengestalten, wir schauen die Kampfstätten eines Walter von Aquitanien, König Gunthers und des grimmen Hagen von Tronje, wir geben uns den Träumen des Redners auf seinen Wanderungen in dem herrlichen Waldgebirge hin und glauben ihm, daß das Verweilen auf den epheumspannenen Burgruinen inmitten des rauschenden Buchenwaldes rechenhafte Siegfriedgestalten, Bilder von Kampf, Minne und Jagd vor das Auge zaubert, hören gern auf der Wanderung von Burg zu Burg Geschichte und Sage, die sich an die Feste und ihre Bewohner knüpft. Bei der Burg Niedereck hören wir Chamisso, am Wasgenstein Viktor Scheffels Verse aus dem Gaudeamus. Schon mit diesen Andeutungen dürfte die Eigenart des Vortrages hervorgehoben sein, jedoch nicht die Fülle von unterhaltenden geschichtlichen Schilderungen. — Mit einem Lobe auf seine Vogesenwanderung begann der Vortragende. Die Nähe der Schweizer Berge entziehen den Vogesen die Besucher. Die jüngsten kriegerischen Ereignisse dürften

das herrliche Waldgebirge in Zukunft mehr in die Erinnerung bringen, als es die graue Vorzeit, Siegfriedgestalten, Romantik, Schffel und der Krieg 1870-71 vermochten.

Den Nordvogesen, die von der pfälzischen Grenze bis Zabern und den Mittelvogesen, die bis Schlettstadt reichen, galten die Reisen, die der Vortragende schilderte, und die zu den schönsten Erinnerungen während seines mehrjährigen Aufenthaltes im Elsaß gehören. Von Hagenau führt der Weg in das Tal der Sauer; über Lembach nach Morsbach zum Schlachtfelde von Wörth. Von hier zu dem burgenreichsten Fleckchen der Erde; auf einer achtstündigen Wanderung kann man zehn Burgen besuchen. Die Hohenburg und der Wasgenstein waren besonders eingehend geschilderte Ziele. Niederbronn, ein ehemals stark besuchter französischer Kurort, fristet heute ein bescheidenes Dasein. Von hier geht es zur alten Wasenburg, der Goethe in Wahrheit und Dichtung geschichtliche Betrachtungen widmet, und über die berühmte Zaberner Steige, die schon in alten Zeiten den großen Heerweg zwischen Gallien und Germanien bildete, nach Zabern, der Stadt mit den vielen geschichtlichen Erinnerungen von Julian bis zu dem in der Zaberner Angelegenheit vielgenannten Rohan'schen Palast, der jetzigen Kaserne. Wiederum zieht Burg um Burg an uns vorüber, der Laubwald wird immer mehr von der Lanne verdrängt, an die Stelle des Sandsteines treten Porphyr und Granit. Durch das Niedereck gelangen wir in das Breuschtal, das bedeutendste, am weitesten eingeschnittene Tal der Vogesen: von hier aus führen zwei Paßübergänge nach Frankreich. An der Hand der Karte wurden diese und die übrigen Vogesenpässe besprochen, der nördlichste, die Zaberner Steige in 400 Meter Höhe, ist die Verbindungsstraße vom Elsaß nach Deutsch-Lothringen. Es folgt das Breuschtal mit zwei Paßübergängen; der eine am Talschluß bei Saales, beschirmt durch das größte deutsche Fort, die Feste Kaiser Wilhelm. Diese Straße führt in 600 Meter Höhe nach St. Die mit Abzweigungen nach Lunéville und Epinal. Der zweite Paßübergang in 800 Meter Höhe geht von der Mitte des Breuschtales bei Schirmeck am Fuße des Donon-Berges nach Frankreich. Südlicher liegt der Gute-Mannspaß, der Schluchtpaß sowie drei weitere Pässe, die aus dem Tal der Thur hinüber führen. Der obengenannte Donon gilt als der besuchteste Punkt in den Nord- und Mittelvogesen, von ihm blickt man in 1009 Meter Höhe über die Vogesen nach Deutschland und Frankreich. Kulturgeschichtlich ist er interessant als größtes Heiligtum der gallischen Urbewohner, als Mittelpunkt ihres religiösen Lebens. Von den Resten der Denkmäler, die auf dem Berge gefunden worden sind und die in einem auf dem Berge erbauten römischen Tempel, dem Musée, aufbewahrt wurden, dürfte heute nichts mehr vorhanden sein, denn im August 1914 war der Gipfel des Donon der Schauplatz schwerer Kämpfe. Der Donon war der Stützpunkt des rechten Flügels des französischen Heeres, eine natürliche Festung.



Der Redner wandte sich nun wieder seinen Erinnerungen aus fröhlichen Wanderfahrten in Friedenszeiten zu, schilderte die Wanderung teils auf deutschem, teils auf französischem Boden, erwähnte die Moltkfelinden, von welcher Stelle der Feldmarschall nach dem Feldzuge zum letzten Male nach Frankreich hinübergeschaut hat, schilderte anschaulich die Feier des französischen Nationaltages und führte uns auf das 1100 Meter hohe Hochfeld, das das Dorado der Straßburger Schiläufer bildet, und auf den altberühmten Odilienberg, der neben dem Straßburger Münster die größte Sehenswürdigkeit des Elsasses bildet. Und wieder schlug der Redner das dicke Sagenbuch auf und erzählte von Druidenaltären mit Blutrinnen, die sich nach genauerer Forschung als natürliche Auswaschungen erwiesen; die Blutrinnen waren die Bohrlöcher, die die keltischen Erbauer der Befestigungsanlagen in die Felsen trieben, um diese in Quadern zu zerlegen. Wir sahen die Heidenmauer, das gewaltigste vorgeschichtliche Denkmal diesseits der Alpen. Aus gewaltigen Quadern, die durch hölzerne Riegel verbunden sind, gebaut, hat sie eine Stärke bis zu 1,75 Meter bei einer Höhe von 3 und 3,5 Meter; sie umschließt eine Fläche von 100 Hektaren bei einer Länge von mehr als 10 Kilometern. Ueber das Alter dieser Riesenfeste hat man lange gestritten. Man ist der Ansicht, daß es eine jener keltischen Zufluchtstätten ist, auf die sich die Stämme nach einer verlorenen Schlacht zurückzogen. Die Römer benutzten den Riesenbau als Kastell, die Merowinger erbauten auf den Trümmern die Hohenburg. Nun ist es ein Frauenkloster, dem Karl der Große einen Schutzbrief verlieh und in dem heute noch die fromme Schwester waltet und dem Durstigen das wohlgepflegte Bier kredenzt. Ebenso warm wie der Vortragende die Geschichte des Berges geschildert, pries er den herrlichen Blick vom Odilienberge über die lachenden Gärten der Rheinebene mit den zahllosen Städten und Dörfern, auf Straßburg mit seinem Münster, auf die Schwarzwaldkette und in der Ferne auf die Eiszacken der Alpen. Der Odilienberg hat noch den greisen Goethe begeistert, wenn er von seinen Straßburger Fahrten sprach; die Odilienquelle erinnert an die heilige Odilia, die dem Berge den Namen gab. In Wahrheit und Dichtung erzählt Goethe, wie tief Namen und Bild der Odilia sich seinem Geist einprägte; wir finden Odilia in den Wahlverwandschaften wieder.

Nur ein Ausschnitt aus der Fülle von Naturbeschreibungen, kulturhistorischen Schilderungen, Romantik und Poesie konnte hier wiedergegeben werden. Was dem Auge durch zahlreiche Lichtbilder geboten wurde, ergänzte diese Schilderungen in trefflichster Weise. Mit dem Glanzpunkte der mittleren Vogesen, der Hohkönigsburg, schloß der Vortrag, der nicht verfehlen wird, den Vogesen aus dem Kreise der Zuhörer Besucher zuzuführen.

R. S.

**Sektionsitzung mit Damen am 15. Juni:** Erster Stellvertreter des Vorsitzenden, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Albrecht Penck:** „Ueber den Hungerboden“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 160 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom Oktober.

Der Name des Vortragenden hatte, wie immer, wenn ein Vortrag von Penck auf der Tagesordnung steht, trotz der geradezu tropischen Hitze und obwohl nur eine beschränkte Anzahl Damenkarten ausgegeben war, den Vortragsaal bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit gespannter Erwartung sahen alle Zuhörer der Lüftung des Schleiers entgegen, in den sich der Herr Vortragende mit seinem in ein etwas mystisches Dunkel gekleidetes Vortragsthema gehüllt hatte. Aber es dauerte geraume Zeit, bis sie von ihrer Spannung erlöst wurden. Zwar war es von Anfang an klar, daß Penck, wie er schon dem Vorstände „vertraulich“ mitgeteilt hatte, mit dem „Hungerboden“ nicht etwa Berlin, sondern einen Ort in den Alpen meinte. Daß es sich aber um eine Gegend in unmittelbarer Nähe von Innsbruck handle, erfuhren wir doch erst im weiteren Verlaufe des Vortrags, mit dem uns Penck in gewohnt meisterhafter Weise an der Hand vortrefflicher Lichtbilder sowohl in die landschaftlichen Reize wie in die geologischen Geheimnisse jener Gegend einführte.

**Sektionsitzung am 12. Oktober:** Professor Dr. **Bernhard Patzak,** Privatdozent der Kunstwissenschaft an der Universität Breslau: „Natur und Kunst an der Brennerstraße“ (mit Lichtbildern).

Bericht aus Nr. 162 der „Mitteilungen der Sektion Berlin“ vom November.

Der Vortragende führte uns nach einigen einleitenden Worten durch die Triumphpforte Innsbrucks auf die Brennerstraße. Verschwunden war das Bild des Kriegers, das die Einführung des Vorsitzenden in uns erweckt hatte; nicht mehr dachten die Zuhörer an die endlosen Züge, die gerade in jener Zeit eine neue Armee deutscher Streiter zur Offensive gegen Italien über den Brenner trugen, wieder wie in der Friedenszeit wanderten wir unsere Straße, erfreuten uns an den sattgrünen Weidetriften und Almen, an den freundlich blinkenden Gehöften und sauberen Gasthäusern, schauten vor uns die domartige Waldrastspitze, zur Rechten die Herrlichkeit des Stubaitales, überschritten die gewaltige Stefansbrücke, und gelangten, Tunnel um Tunnel durchdringend, nach Matrei, der alten römischen Wegstation Matreium. Schnell nimmt uns die sympathische Vortragsweise unseres Führers gefangen, der mit kurzen Worten uns an Dinge fesselt, an denen wir oft achtlos vorübergehen. Ein altes, prächtig geschmiedetes



Wirtshauschild und ein stattlicher Erker an einem altertümlichen Hause in der stillen Dorfstraße sind die ersten Bilder von der Kunst an der Brennerstraße. An der einen Laube stellen wir den Einfluß fest, den das italienische Arkadenhaus auf manche Bauten an der Brennerstraße ausgeübt hat. Steinach, das entzückende Alpenidyll mit seinen herrlichen Ausflügen, fesselt uns länger. Wir stehen vor der Pfarrkirche und schreiten durch das malerische Portal in das lichte Gotteshaus, dessen Hochaltar und zwei Seitenaltäre mit den Gemälden Knollers, eines Sohnes Steinachs, geschmückt sind. An den Bildern des St. Erasmus, der dramatischen Kerkerzene, Hinrichtung des Johannes, und der erschütternden Darstellung der drei frommen Jungfrauen, wie sie den von Pfeilen getroffenen heiligen Sebastian vom Marterpfahl loslösen, erklärte Dr. Pakaf das Charakteristische in der Malerei des Künstlers, den Effektivismus seines Zeitgenossen Raffael Mengs. Correggios Licht- und Sizians Farbenprobleme sowie die anderen Malern entnommene Art der Modellierung erklärte der Vortragende an der Hand vorzüglicher Bilder.

Die Kalkalpen des Unterinntales sind unseren Blicken entschwunden, die Bahn umkreist St. Jodok und klimmt zur Brennerhöhe empor. Bei Gries am Brenner holt der Vortragende zu einer tiefempfundenen Naturschilderung aus; es gilt den köstlichsten Tannentwald zu preisen und hinaufzuschauen zum dreizackigen Tribulaun. Wir treten wieder in eine Kirche, deren Inneres uns gerade so fesselt wie ihre Lage in der Landschaft, als Beispiel für die Tatsache, daß man auch im neunzehnten Jahrhundert wohl verstanden hat, einen Kirchenbau in die Landschaft hinein zu komponieren. Das nächste Bild zeigte eine der ältesten Kirchen des Tales, das Jakobskirchlein mit seinem wertvollen Flügelaltar. Bald ist die Pashöhe überwunden. Wohlbekannte Bilder ziehen vorüber, der meergrüne Spiegel des Brennersees, das alte Posthaus an der Brennerstation, das Brennerbad und das liebevolle Gossensaß, überragt von der weit ins Tal schauenden Kirche. Die Pfarrkirche und das dicht daneben sich erhebende Knappenkirchlein luden zu eingehender Besichtigung ein. Hier wie bei allen Innenbildern wurden unsere Photokünstler durch die erstaunlichen Leistungen des Vortragenden als Meister der Lichtbildkunst überrascht. Die Platten des Vortragenden bringen die edlen Verhältnisse der Anlage als Beispiel für das hervorragende Geschick der Architekten des 18. Jahrhunderts für Raumverhältnis ebenso zum Ausdruck, wie den festlich-heitern Eindruck der schwungvollen Rokokostuckaturen und die harmonisch aufgebauten Altäre; sie ermöglichen den klaren Beschreibungen des Redners, der Einführung in den Gedankengang, der einer Dekoration zu Grunde liegt, zu folgen. Wort und Bild werden zu einem Ganzen. In der Pfarrkirche wie in der gotischen Barbarakapelle aus 1510, jenem Knappenkirchlein, lauschten wir den längeren Schilderungen des Kirchenschmuckes. Die Bilder der an der Wand

aufgestellten Apostelbüsten in ferniger Schnitztechnik, durchweg derbe Bauerngesichter, bildeten den Schluß des Besuches der Gossensaßer Gotteshäuser.

Wieder hören wir Natur und Kunst mit warmen Tönen schildern: das malerische Sterzing nimmt uns auf, der einstige Stapelplatz des tirolischen Handels, der Mittelpunkt vieler Bergwerke, der Anstalt reicher adliger Geschlechter. Wo Kunst und Poesie eine so ehrwürdige Stätte fanden, wo der Harfenton Oswalds von Wolkenstein erklang, ein reges geistiges Leben herrschte, da treten dem Wanderer Kunstdenkmäler in reichster Fülle entgegen. Hier verweilte der Vortragende wohl am längsten. Wieder war es die Pfarrkirche, die uns anzog und zu der wir durch eine mit malerischen Alpenhäusern bestandene Straße gelangten. Der spätgotische, später barockisierte Hallenbau aus der Zeit um 1500 mit seinem von mehr als 15 Meter hohen Marmorsäulen getragenen Gewölbe zog mit allen Einzelheiten an uns vorüber. Es folgte der an seinen hohen Zinnengiebeln weithin sichtbare Jöchlsturm, der seine heutige Gestalt einem reichen Gewerkschaftsherrn verdankt. Mehrere seiner Zimmer gelten als Sehenswürdigkeit. Auch hier hörten wir eingehende Schilderungen. Straßenbilder aus der Altstadt Sterzings mit alptiroler Häusern, deren Eigenart bis in die neueste Zeit streng bewahrt wurde, nimmt den sinnenden Wanderer mit unbeschreiblich poesievollem Stimmungszauber gefangen. Wir befinden uns im Rathaus und gelangen in die den Hof umziehenden eigenartigen Galerien, die mit Epitaphien, Gemälden und Holzschnittwerk geschmückt sind. Der Sitzungssaal mit den Altartafeln, von Hans Mueltscher von Ulm 1456—1458 geschaffen, Mariä Verkündigung darstellend, ladet wieder zu längerem Verweilen ein; ob Dr. Pakaf die Großzügigkeit des Faltenwurfes eines Gewandes oder die gemüthliche Stimmung, die von der Renaissancetafelung ausgeht, oder das schwungvoll geschnitzte Lüsterweibchen schildert, immer lauschen wir gern dem nie ermüdenden Vortrage. Sterzing liegt hinter uns, das halb zerfallene Schloß Reifenstein steigt auf, Sprechenstein und Welfenstein. Durch die Sachsenklemme und über Franzensfeste ziehen wir bei Neustift in das großzügige mit Nebenpflanzungen geschmückte Talgelände von Brigen ein. Die Michaelskapelle des Klosters Neustift, der Klosterhof, der Kreuzgang, die Stiftskirche, wohl die herrlichste Rokokokirche Tirols, leiten mit den auf sie verwendeten Einzelschilderungen zu den uns in Brigen erwartenden Kunstgenüssen über. Das Wahrzeichen Brigens, die fürstbischöfliche Burg, nimmt uns auf. Tritt uns hier das italienische Vorbild entgegen, erinnert jenes Privathaus an die kastellartigen Adelspaläste Veronas, so zeigt sich doch auch mancher nördliche Einfluß. Mit reicher Kunstausbeute verlassen wir Brigen und wandern zwischen Nuß- und Maulbeerbäumen, zwischen Nebengeländen und Kastanienhainen, immer am tosenden Eisak entlang, nach Vahrn. In seiner Pfarrkirche betrachten wir



Sunters liebliches Freskogemälde, eine Krönung Mariens, das Werk eines Hauptvertreters der Brigener Malerschule. Schloß Veltours lockt uns zur Besichtigung des bedeutendsten Werkes süddeutscher Kunstfischlerei der Renaissance, des Fürstensaales. Wieder ein Meisterstück der Lichtbildkunst, erläutert durch eingehende Einzelschilderungen. Hinab in das liebliche Talgebiet von Klausen, hoch oben das majestätisch thronende Kloster Säben. Leider durften wir hier nicht eintreten, wir hörten nur, daß an seiner Stelle einst eine rhätische Felsenburg gestanden. Lockt auch das nahe Bozen, so machen wir doch noch einmal Rast. Wer könnte an Klausen vorbeiziehen! Ist es der Geist Walters von der Vogelweide, Oswalds von Wolkenstein oder Leutholds von Säben, der uns fesselt, oder der Duft des Weines, der diesem lustigsten Kneipnest entströmt? Hier in der Enge der Brennerstraße liegt das wegen seines mittelalterlichen Saales und seiner köstlichen Weine berühmte Gasthaus „Zum Rantioler Lamm“. Bild reiht sich an Bild in dem poesievollen Nest, darunter das Eckhaus beim Bötl mit der alten Schmiede. Wir kehren zum Schluß noch einmal ein, diesmal beim Bruggerwirt, um die alte trauliche, mit Zirbelholztäfelung ausgestattete Gaststube kennen zu lernen, die nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Schloßinnern geschaffen ist. Gotische Motive schmücken die Wände, das Gebälk der Decke zeigt reiche Schnitkarbeit. Diese Stube ist nach dem Abbruch des Bruggerhauses im Bozener Stadtmuseum neben anderen Original-Tiroler Stuben wieder aufgestellt worden. Das Bozener Kunsthandwerk hat Kopien von diesem Inneren wiederholt angefertigt; dem Schreiber dieses ist eine solche in Groß-Berlin bekannt.

Bei Waidbruck grüßt uns die Trostburg, das Stammschloß der Herren von Wolkenstein. Nur noch eine Talschlucht trennt uns vom Bozener Boden, bald erscheinen im fernen Duft die Umrisse der Mendel, wir treten in die Rebengärten und Obstaine, in die die Brennerstraße mündet. Noch einmal erlangen warme Töne zum Lobe von Natur und Kunst. Wir schauen unseren deutschen Walter, den Blick nach dem sonnigen Orient gerichtet, von wo ihm sein großer Zeitgenosse Dante entgegenblickt. Der Schwere der Zeit entsprechend schloß Defreggers Bild, „Das letzte Aufgebot“, den eindrucksvollen Vortrag. Wie anno 1809 verteidigt Tirol seine Heimat bis zum letzten Blutstropfen, und mit ihm kämpfen heute reichsdeutsche Männer gegen welsche Tücke und Beutegier. Schon heute ging in Erfüllung, was der Vortragende mit den prophetischen Worten eines Hermann Gilm aussprach:

„Und brechen die Feinde herein ins Land,  
Läßt tausend kommen und tausend,  
Wir haben pfeifendes Blei zur Hand  
Und Eisen singend und tausend!  
Und zöge die Freiheit aus dieser Welt,  
Wir bau'n der Verbannten ein sicheres Zelt  
Auf unsern ewigen Bergen!“

R. S.

Sektionsitzung am 9. November: Frau Hermine Brock: „Auf Totenkirchl, Predigtstuhl und Fleischbank“ (mit Lichtbildern).

„Mußt mir meine Berge doch lassen stehn“. Der Krieg ist die Feuerprobe für die Werte der Menschheit. Der furchtbare Zertrümmerer hält schonungslos Musterung unter ihnen, und sein durchdringender Blick sieht unter Larve und Schminke das wahre Wesen der Dinge. Das Bergsteigen braucht den strengen Richter nicht zu scheuen. Wie helles Tageslicht die Schönheit der Gipfel nur vollkommener enthüllt, so bringt die scharfe Beleuchtung durch den Krieg die Vorzüge des Alpinismus erst recht zur Geltung. Die Kräfte, welche die Bergfahrten wecken oder fortentwickeln, helfen uns die zermürbenden Nöte der schweren Zeit willig und leicht ertragen. Die glücklichen Erinnerungen aber heben uns wie der fliegende Koffer im Märchen von der harten Erde in ihr Zauberland, um uns mit neuer Lebensfreudigkeit und verstärktem Schaffenswillen zur rauhen Wirklichkeit zurückzuführen. Daher habe ich den Mut, auch in der Gegenwart und gerade mit Rücksicht auf die Gegenwart, von den Freuden zu erzählen, die mir die Bergwelt schenkte.

Totenkirchl, Fleischbank, Predigtstuhl, die drei Könige vom Nordrand des Ostkaisers. Die stolzen Gesellen bewachen den Ausgang des stillen, bescheidenen Kaiserbachtals, das sie durch ihren Glanz zur Sehenswürdigkeit erhoben.

Das Kirchl ist am bekanntesten. Es ist Modeberg, umworben wie kein anderes Felshaupt in den Ostalpen. Seine Gestalt ist eigenartig, höchst reizvoll, schön nur in Einzelheiten. Ein Teil der Westwand in ihrer straffen Gerechtigkeit reiht hin, packt. Leider steht sie am unrichtigen Platz. Die derbe kleine Galt drängt sich frech vor, rückt ihr zu nah auf den Pelz und überstrahlt infolge günstiger Stellung die edle Nachbarin. Ein ähnliches Spiel muß sich die malerische, zerklüftete Ostwand von der groben Fleischbank gefallen lassen. Die Nordwand des Kirchls über dem hohen grünen Sockel des Teufelswurzgartens, herrlich frei und übersichtlich aufschiefend, nimmt etwas lässig drei regelrechte Ansätze zu einem mäßig hohen Aufschwung. Auch das abgeplattete Dach wirkt, als wäre nicht die vorhandene Kraft eingesetzt. Es geht dem Gipfel, wie manchem Kunstwerk, in dem mehr steckt, als nach außen herauskommt.

Von der breit hingelagerten Fleischbank läßt sich das weniger behaupten. Ihre ungeheure Massigkeit erregt beim ersten Blick voll und ganz die ihr gebührende Aufmerksamkeit. Merkwürdig ist die Geschlossenheit ihrer Wände bei dem Ausdehnungsdrang, sonst stellt sich ein ungeschlachter Riese heraus, dessen Bedeutung nicht seiner Aufmachung entspräche, wäre nicht seine Ostwand. Die Ostwand aber ist prachtwoll. Mehr als das, großartig. Alle Muskeln gespannt, bis



an die Zähne bewaffnet, zum Plazen sich brüstend, steht sie in unheilvoller Schrofie auf dem Rande eines wüsten Felskars, der steinernen Rinne.

Derselben unbändigen Trümmerwildnis entsteigt verblüffend eine Adelsgestalt: der Predigtstuhl. Er ist schön, fraglos vollkommen schön. Seine Breitseite, die der Fleischbank so bezwingend vornehm ins herrliche Antlitz sieht, ist in mehrere Gipfel geborsten. Selbst dieser Makel wandelt sich bei ihm zum Vorzug, indem eine wunderbare Abgeklärtheit die grundverschiedenen Teile zusammenhält, daß sie den Eindruck einer von Meisterhand geschaffenen Herrenburg machen. Er ist ebenso streitbar wie die Fleischbank-Ost, sehnig, gepanzert von der Sohle bis zum Scheitel, nur trägt er seine Stärke weniger aufdringlich zur Schau. Sein Höchstes zeigt er gen Norden in der einzigen, prall zusammengedrängten Säule, die wie Luft und Licht entwachsen, den mächtigen Erzleib im freien Raum darbietet. Spielerische Kraft, gelassene Größe ist auch ihr Gepräge.

Drei Könige aus dem Ostkaiser, eigenartig, wuchtig und schön: der schöne erhebt und entzückt, der wuchtige überwältigt, aber der eigenartige zieht an: das Totenkirchl hat unser Herz, das Kirchl ist volkstümlich, es besitzt die Gunst der Menge und des Kenners.

Die Stripsenjochhütte ist unser Standort. In Sommerwärme und Sonnenglanz weiß ich keinen schöneren. Das Joch hebt sich steil und hoch von beiden Seiten aus grünen Tälern, und unmittelbar auf dem freien, schmalen Nacken pflanzte die Sektion Ruffstein den einfachen, rein zweckmäßigen Bau mit glücklicher Hand gerade hinein in zwei Welten, in die grundverschiedenen des zahmen und wilden Kaisers. Die eine mit ihrer harmlosen Heiterkeit und Lieblichkeit befriedigend, lullt ein, der anderen unerhörte Wildheit und Wucht regt auf, spornt an, weckt die Sehnsucht nach der Tat.

Höchst überflüssigerweise verhoßen die Männer einen helleuchtenden Nachmittag drinnen im Haus. Die Männer, das sind meine Turengefährten. Zunächst mein vielgeliebter Gatte, alsdann sein Führer Franz Wenter, der weit- und wohlbekannte Führer aus Tiers, und schließlich mein Führer Franzl Schroffenegger, kurzweg Schrossl genannt, gleichen Rufs und gleicher Herkunft. Gewiß, ich habe auch meine Schwäche für das verführerische „Spezialparfüm“ einer von Tabak-, Küchen- und Lodendunst kräftig gewürzten Hüttenluft — welcher Bergsteiger hätte sie nicht? —, erliege ebenfalls der magnetischen Kraft der Holztische und Bänke und verstehe die beredte Wortknappheit eines Hüttenbuchs zu würdigen. Aber alles zur passenden Zeit. Sie verhandeln drinnen nämlich über das erste Angriffsziel. Selbstverständlich kann, darf und wird es nur das Totenkirchl sein; fragt sich aber, auf welchem seiner drei Duzend Anstiege, d. h. die Männer fragen sich, ich nehme nicht mehr teil an der Sitzung. Ich habe meine Meinung geäußert, weiß, daß ich dabei bleibe und weiß auch ganz genau, was sie ebenfalls wissen.

Ich liege also recht vergnügt und seelenruhig draußen am Hause auf blumengeschmücktem Rasenhang. Als letzten sanften Gruß des zahmen Kaisers sendet ihn ein lustiger, aber harmloser Grasgrat herunter. Im weiteren Verlauf hat er ein paar neckische Felszähnen herausgesteckt, um sich dann verlegen über seine Reckheit hinter dunkler Waldhöhe wie hinter der Schürze einer Mutter zu verkriechen. Vor mir setzt der wilde Kaiser ein, mit dem struppigen Strolch, dem latschenbewachsenen Teufelswurzgarten, der sich hinreckelt wie ein Gassenbub bis zu den Füßen seines Herrn, des Totenkirchls. Ich blinzele bald den Gipfel an, bald den heitern Himmel. Der Berg hocht heute wie ein mächtiger, brütender Gnom, Nachdenklichkeit im vielgefurchten Steinantlitz, dafür lächelt der blaue Allwissende vielsagend. Freilich, er weiß es ja von altersher: was die Frau will, will Gott.

Ich verhehle es mir durchaus nicht, die Männer haben ihre guten Gründe. Ihre Erwägungen entspringen einzig zarter Rücksichtnahme auf mich. Ihre Kraft ist bereits in verschiedenen Turen erprobt und gesteigert, ich dagegen bin frisch aus Berlin importiert, habe mich seit elf Monaten an keinem Fels vergriffen, meine Kletterkunst ist also vorjährige, abgelagerte Ware, nicht gerade Zutrauen erweckend. Desto fester ist der Sinn. Rein Geringerer soll es auf den ersten Hieb sein als der Pia3-Ramin, der schwerste unter den Totenkirchl-Raminen. Selbst Schroffenegger, gewöhnlich mein getreuer Beistand in allen alpinen Lebenslagen, besonders auch bei Zigaretten- und Obstauslagen, versagt diesmal. „Was Pia3 mit seinem Namen zeichnet, ist gezeichnet“, weicht er aus. Trotzdem, was die Frau will, will Gott; tags darauf geht es an den Pia3-Ramin.

#### P i a 3 - R a m i n .

In glücklichster Stimmung und Verfassung steigen wir am wunderschönen Sommermorgen den Teufelswurzgarten hinan. Die störrischen Latschen sperren noch immer wie freche Wegelagerer den schmalen Pfad, reißen den Rock, wenn sie reichen, auch gerne das Haar, schnellen tückisch einen Klaps hinterher. Es gab Tage, da es mich verdroß, heut ist's mir Lust, heut dünkt's mich ein etwas stürmischer Willkommen-gruß. Manch heimliches Streicheln der stacheligen Köpfe vergilt ihn dankbar.

Wir gehen gemächlich. Wozu auch hasten, den Reiz des Augenblicks durch unnötigen Eifer mindern? Wohl liegt ein schweres Ziel vor uns, doch der Tag ist lang und unser Mut unbegrenzt.

Das Kirchl verbirgt noch den gewählten Weg. Ueberhaupt ist sein Aussehen reinstes Wohlwollen. Nichts verrät seine Bosheit, die kalt-lächelnd so manches junge Leben vernichtet. Die zahlreichen Zugänge locken wie lauter freundliche Einladungen. Ich möcht's ihm mit einem Jodler danken, wenn die norddeutsche Rehle nicht streifte. Statt dessen wird die ortsübliche Hoftracht angelegt, die solche hohen Herren auch



bei entgegenkommendster Miene für ihre Audienzen beanspruchen: Seil und Kletterschuh. Eilig gehts über den Führerweg. Wie die Skandalgeschichte des Berges lehrt, ist selbst dieser vielbegangene, leichteste Anstieg mit Vorsicht zu genießen. Treptow hat hier einst aus einem alten Baedeker vorgelesen, daß der Wanderer auf dem Weg von Nonsberg nach Eles in zweifelhaften Fällen dem Mist der Maultiere folgen kann. Solche zuverlässige Bezeichnung dulden die Steilwände des Kirchl's nicht. Wer in seinem Labyrinth den Führerweg sucht, dem seien als gleichwertige Wegweiser die durch reichlichen Gebrauch auffallend geglätteten Griffe und Tritte empfohlen. Münchens Jugend sorgt allsonntäglich für neue Politur.

Vier Extremitäten fördern schneller als zwei: Die bunte Schüssel mit der Felsen Allerlei, ein unterhaltliches Durcheinander von Wand, Winkel, Pfeiler, Riß, wird mit Händen und Füßen schnell ausgelöffelt und die erste Terrasse ist erreicht.

Verführerisch schön sieht die Welt seitwärts hinauf. Man möchte verweilen, Einzelheiten feststellen, doch die Sehnsucht des ganzen Jahres ist stärker. Sie drängt weiter, ostwärts, entlang unter den gewaltigen Nordabstürzen, zu der zweiten Terrasse. Fünf hohe Ramine durchbrechen die steile, glatte Wand. Des freute sich die entmenschte Wut der Kletterer, die sich auf die herausfordernden Großmäuler stürzte und sie nach hartnäckigem Ringen sämtlich bezwang. Das mittlere ist die hohle Gasse, deren böser Ruf mich lockt. Wie bescheiden sie beginnt. Ein etwa handbreiter, oberflächlicher Spalt trennt das Gestein, das zu beiden Seiten abweisendste Geschlossenheit zeigt. Als Biaz das verwegene Manöver der Erstersteigung durchführte, war Schroffenegger Assistent. Er klettert vor. Für sein anerkannt hervorragendes Können gewinnt der berühmte Führer merkwürdig langsam an Höhe, aber schließlich darf ich doch folgen. Ich ahme getreu die Art seines Hochkommens nach: den linken Arm und das linke Bein innen im Riß, den übrigen Menschen draußen, und die Langsamkeit verstehe ich von ganz allein, wie ich mir einbilde, noch besser als er. Die scheinbar harmlose Oeffnung entpuppt sich als ein versteinertes Dorngebüsch von ganz derselben Größe wie das natürliche, das seinerzeit den verräterischen Absalon einfing und lebend nicht mehr frei ließ. Ich warne drum jeden, der etwa seine Bekanntschaft sucht, sich allzu innig, etwa bis zur Hingabe des Knies, mit ihm einzulassen. Im Gegenteil verkehre man vorsichtig ohnehin mit ihm, ohne freilich den fürs Aufwärts durchaus notwendigen Zusammenhang aufzugeben, weil man in diesem Fall griff- und fassungslos an freier Wand schweben würde. Die gewalttätige Steinart ist hier barbarisch grob ausgeprägt, sonst sind solche und ähnliche Widerstände die Gewöhnlichkeiten der ungewöhnlichen Kletterturen. Ins hellodernde Feuer meiner Begeisterung gießen sie überflüssiges Del, zumal mich mein Führer und Lehrmeister im Fels nach ihrer Ueberwindung befriedigt empfängt.

Ein Standplatz ist oft ein Schandplatz. Schrofferl hat die angenehme Eigenschaft, auch dem ausgefetztesten einen behaglichen Winkel abzugewinnen. Das Landschaftsbild, das mein Drang nach Höherem vorhin ungewürdigt liegen ließ, genieße ich nun auf bequemem Logenplatz mit verdeckter Orchesterbegleitung. Denn unter mir im Riß surrt's, schnurrt's und prustet's, was sich entschieden stimmungserwärmend anhört; wenn man nicht selbst der Musikante ist, der die starke Reibung zwischen Kletterkluft und Fels verursacht.

Der Teufelswurzgarten, der sich in überströmender Sonne aalt — wie der nimmer genug Bräune hamstern könnende Spreathener an der Ostsee —, macht einen richtigen goldglänzenden Katerbuschel dazu. Hinter ihm lacht lustig leuchtend als buntfarbenes Häuslein aus dem Münchner Kinderbaukasten die Stripsenjochhütte, und jenseits bläkt der zahme Kaiser dem tiefblauen Himmel des Juntals kindlich vergnügt seine zarten Milchzähne entgegen.

Nach der Ruhe ist gut arbeiten. Die Fortsetzung des Ramins gleicht dem Anfang an Form und Art, wie ein Zwillingbruder dem anderen. Mit dem groben Verkehrston der Familie nun vertraut, wickeln sich die nächsten Verhandlungen im belebteren Tempo ab, auch die mit einem wild vorstürzenden Ueberhang, bis der verrufene Quergang, den Fichtl, der Renner und Führer des Kaisers, als gefährlichsten Punkt des Totenkirchl's bezeichnet, erreicht ist. Er erfordert umfassende Sammlung aller Kräfte.

Schroffenegger ist wieder Vordermann, diesmal durch Wenters Seil gesichert in der fraglichen Weise, wie es bei einem Höhersteigenden möglich ist. Der Riß verdoppelt sich an dieser Stelle. Unmittelbar über unseren Köpfen strebt der linke aufwärts, um bald von überquellender Wand verschlungen zu werden. Durch zwei bis drei Meter glatte Felsfläche von uns geschieden, leitet der andere Riß aufwärts. Ein selbst im abenteuerlichen Kletterleben ungewöhnliches Schauspiel überrascht uns. Schroffenegger benutzt zunächst den linken Riß, ungefähr 10 m weit, dann quert er äußerst vorsichtig mit der ihm eigenen ruhigen Gewandtheit nach rechts zu einem Mauerhaken, befestigt dort sein Seil und pendelt an diesem nun erst wirklich gesichert, über die Platten in den rechten Riß hinüber. Durch ihn arbeitet er sich äußerst angestrengt etwa an 20 m hoch und überwindet dann noch einen weit in die Luft springenden Block.

Nun trete ich in die Handlung. Von oben einwandfrei gesichert, bleibt dem Nachkömmling der linke Umweg erspart. Dafür blüht ihm der gewagtere Quergang zum rechten Riß. Liliputanische Unebenheiten, gerade Finger- und Zehenspitzen Raum gönnend, strecken sich mir während der ersten Meter entgegen. Dann aber tastet die Hand vergebens. Das Auge sucht, der Fuß. Umsonst, nicht der geringste Halt erreichbar und schon winkt, nicht mehr meterfern, die geheimnisvolle Furche, die das Rätsel des Vor- und Aufwärts enthält. Zwischen



ihr und mir ein äffendes, ganz winziges Felsnäschen aus der gleichmäßigen Ebene, verführerisch wie die Früchte des Tantalus. Es mit der linken Hand greifen, den Spaltenrand mit der rechten, den Körper nachschwingen in den Riß hinein, so muß es gehen. Ich drehe und quere und recke den Fuß, ich strecke den Arm, ob ich sonst noch etwas gemacht habe, etwa den Versuch eines Schwunges, entzieht sich meiner Erinnerung. Ich weiß nur, daß ich nach kräftigem Ruck mich plötzlich draußen in der Luft befinde, wundervoll frei wie ein Vogel, mit der Menschheit nur durch das Seil verbunden. Zum Glück ist es keine Kriegstrippe.

Nach der ersten Erholung vom Schreck löst der unfreiwillige Luftsprung zunächst einen mächtigen Gedankensprung aus, weit, weit zurück über Zeit und Raum in die Heimat und Kindheit. Auf der väterlichen Fabrik hatten wir eine Windel. Es war unser größtes Vergnügen, wenn die damals noch im patriarchalischen Verhältnis zu uns Kindern stehenden Arbeiter uns daran hochziehen, kreisen und schweben ließen. Leider hatte unser Vater eine ganz andere Auffassung vom Zweck der Einrichtung und der Arbeiter, so daß uns nur in aller Heimlichkeit und selten der Hochgenuß zuteil wurde. Was ich in der Jugend mir wünschte, hatte ich nun im Alter die Fülle. Nur daß einem dann gelegentlich die Begeisterung für die Lage fehlt. Die meinige ist im Augenblick etwa folgende: Einige hundert Meter überm Abgrund, zwanzig Meter unter dem von Schroffenegger besetzten Ueberhang, acht Meter vom ersehnten Riß und ungefähr drei Meter von Wenter entfernt. Ist die Not am höchsten, wendet man sich an den Nächsten. Diesmal erfolglos. Wenter kann nicht helfen. Seifi, das klingt ernst, aber Schrofferl ist ja noch da und Schrofferl ist mein Führer.

Sie müssen nämlich wissen, Schroffenegger ist eine ganz besondere Art Mensch. Wenn Sie ihn nach seinen Worten beurteilen, werden Sie finden, daß er nichts weiß, nichts kann und nichts taugt. „Hm, hm“, brummt sein tiefer Baß in die Stoppeln, die zu seinem Kummer zwei Tage nach Verlassen des letzten Kulturzentrums ihm unabänderlich immer aufs neue wachsen. „Das müssen Sie den oder jenen fragen, der versteht das viel besser.“ Wer aber mit ihm die Berge durchstreift, hat, jahraus jahrein wie ich, hat erfahren, daß er jedem Gelände und jeder Lage gewachsen ist, daß er nie versagt, ob es sich nun um eine reine Unnehmlichkeit oder wirklichen Beistand handelt. Im Fels ist er sicher wie nicht bald ein Zweiter, und sein unverwüstlicher Humor verläßt ihn keinen Augenblick. Sie sehen ihn hier im Kreise seiner Familie, mit all der Solidität, die der große Schelm in ihm aufzubringen vermag. Fragen Sie ihn nur. Er macht sich nichts aus ihr, er ist kein zärtlicher Familienvater. Aber kaum betreten wir Bozens heißen Boden, dann brennt er darauf, einzukaufen, sei es nun Obst und Schokolade für die ganze Gesellschaft, ein Hemdchen für das Kleinste oder Windeln für das Nächste.

Schroffenegger und ich verhandeln. Die Folge ist, daß ein zweites Seil herunterfliegt bis weit unter mir. Das hascht mein Bein, um sich darin zu verwickeln. Es liegt in der Natur einer Verwicklung, daß sie nie einfach ist. Verzwickt ist meine nächste Aufgabe, das Tauende Wenter zuzuwerfen. Ich habe nicht gezählt, wieviel mal ich es in meiner schwebenden Bein vergeblich versuchte. Jedenfalls gelingt es mir einmal und das genügt: ein Zug, und ich habe neben ihm festen Boden.

Was nun? fragt sich die Gesellschaft. Einmal ist keinmal. Ich fordere frech die Wiederholung des Versuchs. Die drei Weisen ziehen bedenkliche Mienen. Die Entfernung hindert nicht, daß ich das ganz genau feststelle sowohl an dem, der 10 m tiefer im Felsenloch sitzt und gerade ausreichend um seinen holden Schwebeengel gebangt hat, wie an dem, der 20 m höher angstschwizend die gefährliche Reibung zwischen Seil und Fels verfolgt hat. Es hilft ihnen nichts, sie müssen erleben. Besser vorbereitet, durch Mittelmannseseil auch mit Wenter verbunden, wage ich noch einmal den Kampf. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Ja, wenn man bahnzwingende Kraft besitzt, wenn man gerüstet ist mit den Waffen, die Menschenerfahrung und Geist geschmiedet und geschärft haben. — Ich baumle noch einmal lang, oder richtiger, kurz, wie ich bin. Ein sanfter Ruck von Wenter zieht mich sofort an seine Seite. „Was Piaz mit vollem Namen zeichnet, ist gezeichnet“. Der Piaz-Ramin bestätigt das Wort mit Nachdruck. Er stellt höchste Ansprüche sowohl an Vor- wie Nachkletterer.

Zum zweitenmal abgeblitzt. Wir seilen ab zur Rückkehr. Vor uns liegt das schöne Bergland in hellstem Lichtstrahlen. Das sonnenbeschienene Strippenhaus winkt ein freundliches Willkommen vom grünen Polster seiner Wiese. Sie verspricht ein köstliches Ruhen, warme Sonne, kühlenden Jochwind und lieblichen Kräuterdust. Wir aber gehen gedrückt, wortkarg. Selbst Schroffeneggers Laune, der sich auf ungefährdetem Weg uns wieder zugesellt hat, ist versiegt wie eine vom Geröll verschüttete Quelle. Das Totenkirchl liegt jetzt ungewürdigt hinter uns, aber der schlanke Predigtstuhl, der andere Hüter des Tals, drängt sich bei jedem Blick dem ausweichenden Auge auf. Er erscheint mir wie ein hoheitsvoller, zürnender Gott. Die lachende Hütte erregt einen starken Widerwillen in mir, am liebsten verfechte ich ihr ein paar Ohrfeigen auf die frischroten Dachwangen.

Wie anders war sonst unser Abstieg. Ein übermütiger, schrankenlos ausgelassener Rehraus, der alle erlebte Lust noch einmal in gesteigertem Maß empfinden ließ. Eine erneute Auflage wiederholte sich dann nachher durch den Gedankenaustausch im Kreise gleichgesinnter Raminlehrer. Um im Stil zu bleiben, muß das heute auch — ausfallen.

Doch ein unerwarteter Trost wird mir: Hans Pfann ist unter anderen Bergsteigergrößen drunten. „So aufgehängt zu werden und es zum zweitenmal riskieren, ist mehr als die Sur machen“, urteilt



sein liebenswürdiger, berufener Mund. Das gibt mir meine Laune zurück. Nun wird doch rapportiert und renommiert und raisoniert und projiziert und dabei viel gelacht und gepafft. „Am dritten Tag wag' ich's zum drittenmal“, ist mein Abschiedswort an Hans Pfann.

Das Totenkirchl über den Rottensteiner Weg.

Die Tur ist nicht meine Wahl. Der gestrige volle Mißerfolg hat mir den Mut der Verantwortung geschwächt. Nicht noch einmal möchte ich den Gefährten einen Tag verderben. Sie haben bestimmt, ich tue mit.

Urheber des Planes ist Herr Rottensteiner, der Lustigmacher von der gestrigen Abendrunde. Ein leidenschaftlicher Jägermann vom Herrn, ein eifriger Gipfelstürmer. Hier sehen Sie den Unternehmungslustigen in Lebensgröße und Dicke, ertappt beim Sprung am grauslichen Abgrund, beim Angriff auf furchtbarer Wand. Klopft Ihnen nicht das Herz bei diesem Anblick? Jedenfalls hat es dem Original nicht besonders geklopft, denn die halsbrecherische Stellung ist ausschließlich das Werk des Photographen. „Berührte je mein Fuß wegen Euch, so will ich's lieblich büßen“, darf Herr Rottensteiner mit Romeoscher Inbrunst von den Bergen zitieren. Denn nie betrat er freiwillig andere als sichere Pfade, wohl aber lag er schwitzend vor Sonnenbrand und Aufregung am Sabernaro-Kreuz auf dem Wiesenhang, als Piazz mit dem Mitglied der Sektion Berlin, Herrn Michelson, eine neue Bahn zur zweiten Terrasse erschloß. Die Erstersteiger bewerteten die Unterstüzung durch den wackeren Zuschauer so hoch, daß sie den Weg mit seinem Namen prägten.

Also wieder auf der Fährte des Totenkirchls und wieder der Nordwand entgegen mit ungeminderter Liebe und frohem Mut. Vergeben und vergessen das üble Begegnen von gestern. Wie soll's auch anders! Der zauberische Kerl reißt einen widerstandslos mit durch die ungewöhnliche Schlichtheit und Natürlichkeit seiner Erscheinung. Das graue Fell wirkt warm, bewegt, fast lebendig gegen das tiefe Himmelsblau; sein Gestein ist treu und fest wie Eisen. Die lässige aufgelösthheit seiner Form binden starke, innere Linien. Irgendwo denke ich an Baumeister Solneß: Heimstätten für Kletterer baute in ihm der liebe Gott.

Ueberrascht merke ich an mir die Wirkung des gestrigen Versuchs. Man greift schneller, unterscheidet schon mit dem Blick Möglichkeit und Unmöglichkeit, fügt sich williger allen Einfällen des herrischen Stoffes. Am Piazz-Ramin geht's vorbei. Einen Augenblick lang stört eine unangenehme Empfindung, die Neueindrücke bald verwischen.

Hans Dülfer nennt den nun folgenden rauhen, 20 m hohen Riß „sehr schwierig“. Meine Hände schindet er zur kräftig rot gezeichneten Landkarte. Ich ziehe, reiße, krümme, winde mich, keuche und fluche, alles zum Emporkommen hochnotwendige Dinge, besonders das Fluchen,

aber die Schwierigkeit bleibt aus. Danach wird die Hauptstellung des Feindes angegriffen. Selbstredend ein Quergang, die kräftige Blume in dem edlen Wein so vieler Kaiserfahrten. Manchmal fällt in den köstlichsten Trank eine vorwitzige Fliege. Hier sind es gleich mehrere von der Größe ausgewachsener Kletterleute, die mit gierigen Blicken und Ohren unsere Bewegungen auffaugen.

Es gibt Dinge, bei denen, um zu klappen, alles seine Richtigkeit haben muß, bis zum kleinsten Strich, wie eine mathematische Aufgabe. Solch' anspruchsvolles Ding aus anspruchlosesten Bestandteilen ist der echte, ausgetüftelte Kaiserquergang. Raum beschreiblich, was er verlangt. Richtiger Griff und Tritt (sitzten natürlich bei bescheidenstem Umfang immer an verstecktester Stelle), richtige Verwendung von Hand und Fuß (sicher greift die Rechte zuerst, wenn die Linke sich vordrängen soll), richtiger Wechsel der beiden an richtiger Stelle (die gewöhnlich die verkehrte ist) und als Grundlage des Ganzen die richtige Wurschtigkeit. Zum Glück gibt es im Kletterleben auch richtige Augenblicke. Solche erlebe ich. Rein zufällig verfallte ich glattweg auf die paar Kunstkniffe, die die kurze, aber recht unfertige Brücke zum jenseitigen Ufer gangbar machen. Schroffenegger ist sehr befriedigt, ich auch, denn er stellt nicht nur ein gutes Zeugnis aus, sondern auch den bekannten Logenplatz zur Verfügung.

Nach diesem Höhepunkt fällt die Tur auf die Stufe gediegener Durchschnittsware. Vor ihrem baldigen Ende besinnt sie sich aber auf sich selbst und wälzt uns einen kräftigen Hauer zur Erinnerung an ihr frischkerniges Wesen in den Weg.

Die erreichte zweite Terrasse ist eine gemächliche Wandelbahn mit smaragdgrünem Rasenteppich belegt, woraus saphyrbauer Enzian äugt. Das plötzliche blühende Leben in dieser erstarrten Welt überrascht, wirkt wie künstliche Anlage, doch hält es uns nicht. Nach oben drängt es uns, das lang' nicht genossene Gipfelglück zu erringen.

Die Hochflut ist jetzt verebbt, in leichterem Kampf ergibt sich der Gipfel. Der Weg dehnt sich noch, da er mit fast belustigender Hartnäckigkeit jeder größeren Schwierigkeit ausweicht. Steilheit und Mannigfaltigkeit der Felsbildungen fesseln aber das Interesse bis zum letzten Griff. Es ist Mittag, als wir das breite Dach betreten. Ein leuchtender Sommermittag, wie zur Gipfelrast geschaffen. Die Ebene verschwimmt. Hügel und Höhen sind zusammengesunken, die trohigen Berghäupter beugen sich. Eine mächtige Lichtflut umschlingt uns mit sanften Armen und in uns ist die beglückende Helligkeit nach dem Sieg.

Predigtstuhl-Nordgipfel über den Matejakweg.

Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Immer drängt sich mir das Wort auf, wenn ich an unsere Fahrt auf die Nordkante des Predigtstuhls denke. Wohl Mühe und Arbeit, aber hinterher bleibt doch nur das Köstliche. Von Anfang



bis zu Ende und von dem, was dazwischen liegt: Wie wir aus der dumpfen Hüttenluft in die Morgenfrische treten, wie ihr derber Gruß uns vollends wachrüttelt, wie der erste Blick die vertraute edle Gestalt trifft und neu überrascht von so viel hoheitsvoller Schöne zeit- und zielversunken an ihr haften bleibt. Eine knappe Viertelstunde bis in die Tiefe des Wildangers. Von da an heißt's: Augen bei Fuß. Der Eggersteig durch die Steinernen Rinne beginnt.

Die Steinernen Rinne war einstmal eine schwierige Kletterfahrt, und die künstliche Weganlage hat das Urbild nur zum Teil vernichtet. Auf Schritt und Tritt faucht sein angeborenes, durch Drahtseil und Sprengung gezähmtes Temperament. Der Pfad führt unter dem weithin leuchtenden Grenzstein zwischen Totenkirchl und Fleischbank, dem firnerfüllten Schneeloch vorbei, schießt fest in die Nordwand der Fleischbank hinein, flüchtet vor der furchtbaren Ostwand bis unter ihre Abstürze, die drohend über ihm hängen, während von unten die schroffen Wände des Griesener Kars auf ihn eindringen, springt auf und nieder, krümmt und wälzt sich, um unter dem wirren Steingestrüpp des Elmauer Tors etwas sanfter zu verenden.

Mit edler Gelassenheit sieht der Predigtstuhl auf die wüste Schöpfung zu seinen Füßen, ist aber nicht so unbeteiligt an ihr, wie es scheint, sondern fügt sein vollgemessen Teil zu der abenteuerlichen Pflasterung der Tiefe.

Unser erstes Begegnen in hohler Steilrinne auf der äußersten rechten Seite des Nordgipfels verrät ihn. Die Rinne ist ungewöhnlich brüchig. Man fasse sie an wie ein rohes Ei. Wie in Hannele's Himmelfahrt der Schneider das selig träumende Kind auf unhörbar leisen Sohlen umhuscht, schwebt Schroffenegger lautlos, beinahe unirdisch leicht durch. Trotzdem löst sein nicht unansehnliches Gewicht wiederholt einen Brocken los. Solch ein Brocken aber gefährdet den nachfolgenden Brocken oder auch Wenter's Leib und Leben, und für jedes Poltern von oben gibt's einen Fluch von unten.

Leicht ist's, ein Vorbild in seinen Schwächen nachzuahmen. In der Fixigkeit ist Schroffenegger mir über, im Wurfspiel ich ihm. Ein wahres Kreuzfeuer von bösen Steinen und Worten geht unter mir hin und her. Auch das ist köstlich. „Eine jede Kugel trifft ja nicht“, summe ich und lasse mich in meiner fröhlichen Stimmung nicht weiter stören. Denn die Brüchigkeit der Griffe macht die Häufigkeit wett, die Kletterei ist wunderschön und fördert schnell hoch. Als ich nachher beinbaumelnd im Halbsitz behaglich meine Zigarette ziehe, stelle ich schadenfroh fest, daß trotz der gewissenhaften Vorarbeit auch unsere Nachkommen die Steinsammlung der Tiefe nicht unerheblich vermehren.

Die folgenden Rinnen und Ramme befinden sich in ähnlich verwahrlostem Zustande, woraus man ganz richtig schließt, daß sie nicht allzuoft gefehrt werden. Aus unserer innigen Hingabe an dies edle Werk schreckt uns ein Widerhall von unerwarteter Seite. Fleischbank-

Ost spendet auch ihren Steinregen, ganz von selbst, ohne von solch vorwichtigen Menschlein, wie wir, dazu herausgefordert zu sein. Zum Ueberfluß erhebt auch noch die Steinernen Rinne ihre Stimme, und zwar entströmen ihrem barbarischen Innern' entschiedene Kulturlaute. Um die schöne Bergeinsamkeit ist's geschehen. Vier sich unten bewegende schwarze Punkte werden als unsersgleichen erkannt; durch die beiderseitige Beschießung sind sie stark gefährdet, daher ihr himmelschreiendes Gebahren.

Was tut der gewissenhafte Bergsteiger in solchem Fall? Wo er auch sei, und hinge er wie weiland Prometheus zwischen Himmel und Erde, nur mit dem Hanfstrick an steiler Wand gesichert — er hat eine Rast einzulegen.

Vor uns ragt die prozige Fleischbank. Die Sonne hat ihr ein goldenes Gewand übergeworfen. Das helle Licht, der Nahblick erhöhen den Eindruck ihrer Unbezwingbarkeit. Vor einem Monat haben sie zwei Jungleute der Münchener Alpinisten besiegt, ein unvergängliches Meisterstück. Vergebens suchte ich in dem gleichmäßigen Steinfeld nach der Linie des Wegs, trotzdem ich die Richtung weiß. Das lange Starren auf die Felsfläche blendet und ermüdet. Zum Glück ist der Rucksack bei uns, wir kürzen seinen Inhalt und er unsere Ungeduld.

Die Punkte entpuppen sich beim Näherkommen als Münchener Kollegen, die auf dem Ostlerweg zum Nordgipfel wollen. Die Mitteilung überrascht uns angenehm, denn der Weg führt sie schon aus der Falllinie, mehr die Westwand hinan, während wir unmittelbar dem Nordgrat zustreben. Er wird über schmale ausgelegte Vorsprünge, die ein äußerst schwierig zu überwindender Klemmblock unterbricht, erreicht.

Die Nordkante erfüllt die Hoffnungen, die ihr wundervolles Aussehen erweckt. Im bunten Wechsel drängen sich die Widerstände. Da pflanzt sich ein Stückchen Wand auf, hier springt eine Leiste hervor, ein Riß zieht her. Schon höhlt eine hohe Rinne die Wand, ein Ueberhang setzt uns völlig an die Luft. Ein Kriechband schleicht an, und wieder ein Riß, noch enger, noch schräger, und schließlich der über alle Begriffe prächtige 8 m hohe Gipfelpf. Er verkörpert mein Kletterideal. Ein hartgefugter, freier Fels, glatt zugeknöpft, wie aus einem Guß, ohne überflüssige Unebenheiten, im Gegenteil gerade soviel zugezählt und zugemessen, daß kaum eine fehlen oder winziger sein dürfte, so daß die Ueberwindung das erhebende Gefühl der starken Leistung hinterläßt. Der Ostlerweg mündet unter ihm ein, und auf ihr erscheint das Ostlerquartett von rechts gerade rechtzeitig, meinem Austritt beizuwohnen.

Sieben Männer und eine einzige Frau! Da gilt es, das schwache Geschlecht stark zu vertreten. Einmal, wo rechts ein kaum faßbarer Wulst sich wenig abhebt, sucht die Hand leicht, sonst treffe ich sofort mit frecher Kaltblütigkeit die paar Auswüchse dieser lotrechten Mauerfläche. Der Mensch muß eben Glück haben.



Eine Gipfelraft hat ihre zwei Seiten: berauscht, ärgert. Es ist erreicht, aber es ist auch nichts mehr zu erreichen. Fertig, die Spannung ist gelöst. Auf dem Predigtstuhl war nichts Verstimmendes.

Weiche Wellen warmen Lichts fluteten über die kleine Felsinsel. Der Schweiß der Berghäupter glänzt im Halbkreis golden um sie her. Gen Norden hinter dem dunklen Wall des Hügellands gleißt und glimmt die formlose Ebene in wogendem Dunst. Städte und Dörfer grünen daraus als buntfarbene Sträuße, geschmückt mit den silbernen Bändern und Schleifen der Wasserläufe.

Der Inhalt des auf der Fahrt oft verwünschten Rucksacks kommt nun an das Sonnenlicht, das auf dem Gipfel auch nicht der Hauch eines Schattens trübt. Als das Tierfleisch verzehrt ist, wird das Menschenfleisch schwach. Arm, Bein, Rumpf, Raemuskel ruht aus, das Gehirn verdöst, die Augen stieren in den blauen Himmel, und das ganze Flachlandgewürm ist durchtränkt von Behagen und Wohlgefallen.

Dieser Sphäre reinsten Genusses entreißen wir uns nicht leicht, wenn auch der lustige, anregende Gratweg zum Hauptgipfel und das lustige Abseilen durch den Bohongkamin uns erwartet.

Im Zahmen Kaiser baut man dem Touristen Ehrenpforten. In Chamoniß donnern Böllerschüsse dem Montblanc-Besteiger entgegen. Auf der Payer-Hütte entkorft die geschäftstüchtige Wirtin unter lautem Knall Sektflaschen für den Marlgratbezwinger — was bedeutet das alles gegen das Rieseln vom Stripsenjoch?! An der Hand des getreuen Rottensteiners empfängt es uns am Wildanger. Sein stattlicher, glänzender Leib überragt um das Dreifache seineßgleichen. Red trägt es seine weiße Mühe, und sein ganzes Innere ist voll von drei Litern goldigen Eggerbräus. Selbst Schroffenegger, der Frauenkenner, der es fertig bringt, daß ein vollbesetzter Tiroler Postwagen eine Viertelstunde lang wegen einer hübschen Kellnerin auf ihn wartet, gibt ihm vor allen anderen Rieseln den Vorzug. Durch den Sonnenbrand im Eggersteig dermaßen gedörnt, daß das Dörrgemüse im Vergleich mit uns als vollsaftige Frucht gelten muß, sind wir im Augenblick ganz seiner Meinung.

An den köstlichen Tag schließt sich ein munterer Abend. Wir sitzen um den behaglichen Stammtisch im Hütten- und Führerraum. Die reine 1580 Meter-Höhenluft ist eingedickt von Tabakqualm und Essensdunst, eine Atmosphäre, die bekanntlich auch die Gemütlichkeit verdickt. Ostler- und Matejadleute rücken näher zusammen, andere Kraxler, darunter bekannte Größen, gesellen sich zu. Plötzlich hat einer aufgejuchzt, das Zeichen zur allgemeinen Ausgelassenheit. Rottensteiner schnaderhüpfelt, am Führertisch wird gefiedelt, Schroffenegger und die Saalochter schuhplatteln, andere tun das Gleiche. Ich aber fühle plötzlich die Mühe und Arbeit des Tages, ob er auch köstlich war und hinterher nur das Köstliche geblieben ist.

### Piaz-Kamin.

Nach drei Tagen sollte es sein. Schade, daß ich kein Lichtbild von meinen Begleitern an jenem Morgen habe. Sie gehen ungern trotz des gestrigen Volltreffers.

Sind die Menschen wider mich, der Himmel ist mit mir. Er grüßt mit freundlichsten Farben. Kleine, rosige Wolkenpagen tragen der strahlenden Sonne die goldne Schleppe nach, und das Totenkirchl streckt ihr farbige Hände entgegen, erwärmt von ihrer feurigen Umarmung.

Schiller meint, daß die Arbeit munter fortfließt, wenn gute Reden sie begleiten. Entschieden fördert bössartiges Schweigen nicht minder. Wir kommen schnell aufwärts, so schnell, daß plötzlich eine Schlucht vor uns gähnt, wo sich der Berg befinden soll. Der steht seelenruhig einige Meter weiter. Unser Eifer hat uns auf einen der kleinen Grattürme gebracht, die das Kirchlmassiv wie Schildwachen umstehen. Die Ueberraschung ist nicht angenehm, dafür belebt und eint sie die Gemüter. Das Zurück bleibt noch immer, wir versuchen erst mal das Vorwärts. Piaz wirft seinen Schatten voraus. Ein Seilmanöver wie bei seinem Torre Diavolo wird beschlossen. Verschiedene Lassowürfe erfordert die Notbrücke. Schroffenegger erprobt als erster die Haltbarkeit des schwankenden Pfades. Hüben und drüben wackelt, doch schwindeln wir uns alle heil hinüber. Beim Einziehen des Seils stürzt der Block, der vier Menschen getragen, polternd in die Tiefe. Man ist sich bewußt, daß auf diesen gewagten Wegen die Gesellschaft immer einen Begleiter mehr zählt, als man sieht. Bei solchem Ergebnis ergreift es den Menschen, als hätte der Unsichtbare plötzlich die Tarnkappe abgerissen und stände nun in furchtbarer Leibhaftigkeit vor ihm.

Eine Begegnung mit zwei der lustigen Brüder vom gestrigen Abend veranlaßt noch einmal einen nicht im Programm vorgesehenen Aufenthalt. Es ist bereits an der Nordwand. Der eine befindet sich auf dem Grund des Klammerkamins, der andere seilgesichert auf dem schwindligen Quergang dahin, gerade vor dem gewagten Spreizschritt. Zweifellos ist es ebenso lehrreich wie unterhaltend, mal zu beobachten, wie das gespreizte Benehmen anderer sich ausnimmt.

Mag das Bewußtsein eines aufmerksamen Publikums beim Musikvirtuosen die Geläufigkeit seiner Passagen steigern, das Konzertklettern erzielt oftmals eine gegenteilige Wirkung. Als diese auch hier ersichtlich eintritt, folgen wir großmütig einer besseren Regung und beschäftigen uns vorderhand mit unseren eigenen Sorgen.

Alles wickelt sich mit historischer Treue ab, wie das erstemal. Schroffenegger klimmt wieder mit der ihm eigenen vorbildlichen Ruhe und Umsicht hinauf. Es ist eine Lust, ihm zuzuschauen. Gewöhnung macht doch unendlich viel. Die winzigen Sprossen der glatten Wand sind in den drei Tagen gewiß nicht gewachsen. An ihnen, die man großzügig Griffe und Tritte nennt, quert sich's heute wunderbar an-



genehm ins Freie hinaus. Man fühlt sich leicht wie ein Vogel. Kaltblütig überlassen rechter Fuß und rechte Hand den linken Gliedern die letzten kleinen Felswülste, während sie sich selbst der Luft anvertrauen. Ein kühner Schwung gegen die überschließende Wandkante und fest verankert stecken die Zehen in drückendem Fußangel, der Leib hängt flach dem Felsen auf und die Hand findet irgendeine Art Halt.

Ein froher Zuruf meiner Hinterbliebenen unterrichtet den oben im Felsenest versteckten Schroffenegger von dem glücklichen Ereignisse. Voreilig, denn der hat nichts Besseres zu tun, als mein wohlverdienten Verschmausen auf meinen Lorbeeren mit einem drängenden: weiter weiter! energisch abzukürzen. Der Grund der grausamen Heß zeigt sich allogleich. Die Beschaffenheit des eroberten Gebietes gibt keine Gewähr für dauernde Besetzung, im Gegenteil: das Fortkommen in dieser unwirklichen Welt entspricht dem Eintritt. Jede Armlänge Höhengewinn ist mit Schweiß erkaufte und durch die dauernde Gefahr des Hinauspendelns und Abgleitens ein ungewisser Posten.

Auf halbem Wege vergönnt ein grober Kloß gutmütig einen sicheren Ruhepunkt und damit das notwendige längere Atemholen. Denn nach der kurzen, milden Regung verfällt der Riß sofort in den früheren, unnahbaren Ton, und artet zum Schluß noch in einen mächtigen Ueberhang aus. Schroffenegger empfängt mich beglückwünschend. Im Sturm werden die weiteren Verschanzungen überumpelt. Ihre Schilderung erlassen mir hoffentlich die Zuhörer mit derselben Großzügigkeit, mit der wir uns den schon so oft erklimmenen Gipfel schenken. Wir grasen ausgiebig auf dem weichen Rasenpolster der zweiten Terrasse, nur die Seele nimmt denselben Hochschwung, den der Körper genommen.

Hei, ist die Welt nun schön! Die Niederlage ist wettgemacht. Der Menschenwille hat den Widerstand der Natur gebrochen. Hindernisse sind überwunden, die mein Begehren noch vor kurzem vergebens bestürmte. Flügel sind dem Körper gewachsen, daß er sich hinaushob aus der Verengtheit der Gewöhnung zur Ungebundenheit des Könnens.

Die Stripsenjochhütte steht kühn, schmucklos, allen Wetterlaunen preisgegeben, auf freiem Felsriegel. An seinem Fuße liegt Sektion Ruffsteins anderes Unterkunftsbaus: das stattliche Hinterbärnbad, gebettet in sicherer Talmulde, umhegt von Waldgebüsch, wundervoll idyllisch. Mit leisem Klängen besingt der junge Kaiserbach die malerische Flur, über die sich die gewaltigen Gestalten des Totenkirchl und der Kleinen Halt in wilder Nacktheit erheben. Ein Riesendrachengespann, bäumen und recken sie sich zu Seiten der grünen Deichsel des hohen Winkels 1400 Meter hoch über der Talsohle in den Himmel hinein.

Wir gelangen nach Hinterbärnbad auf dem nächsten Weg über die Dolomiten. Ein Wettersturz, der über Nacht die Hochsommerpracht in winterliches Gewand gehüllt, hat uns dorthin vertrieben. Wir hoffen, die Sonne des Südens jenseits des Brenners zu finden. Die

alte Wetterregel bestätigt sich nicht, der Schnee liegt drunten noch einige Zoll höher, und um eine Enttäuschung reicher, einen Führer ärmer, eilen wir in den Kaiser zurück. Wenter hat uns verlassen. Dafür hat sich uns Lehrer Jori aus Alba zugesellt. Mit uns zurück bringen wir das alte, durch die Trennung nur gesteigerte Verlangen nach der glanzvollsten Seite des Kirchl, seiner Westwand.

Versprengte Wolkenmassen belagern den Nachmittags Himmel, aber lichtübergossen, mit schmalem Schneereif ums Haupt, von der letzten Krönung her grüßt uns die furchtbare Mauer beim ersten Wiedersehen. Schroff türmt sich das Felsbild, verdunkelt von Nässe glänzt der erzene Schlangenleib. Da hält es uns nicht mehr. Die Bahnfahrt von Bozen schwert noch die Glieder, auch der dreistündige Weg von Ruffstein durch den schwülen Buchenwald, aber uns drängt es aufwärts, dort zum Kirchl hinan, wo das Vielseitige sein schönstes Rätsel preisgeben mußte.

#### T o t e n k i r c h l - W e s t w a n d .

Frühzeitig treiben uns Vorsicht und Begierde aus der behaglichen Schlafstatt ins Freie. Der klare Himmel verspricht einen schönen Tag. Aber die Kälte der vergangenen Woche ist ringsum überall, in Wiese und Wald, Tal und Berg eingedrungen und gibt ihre harte Frische ab. Die Sonne streift kaum den Scheitel der Halt, unsere Felswand liegt völlig im Schatten. Auch unsere Stimmung ist umschattet und frostig.

Im Hinblick auf den innigen Zusammenhang zwischen Leib und Seele sollen die Gemüter durch ein ausgiebiges Frühstück erwärmt werden. Tücke des Himmels! Bei der Gelegenheit muß gerade mir ein Zahn ausbrechen. Natürlich nicht infolge des harten Brotes, sondern das Schicksal erhebt warnend seine Stimme.

Das üble Vorzeichen lähmt aufs neue die kaum erwachte Lust. Scheu blickt bald der Eine, bald der Andere den unübersehbaren Leib des grauen Ungeheuers hinauf, das über unseren Köpfen senkrecht den Himmel stürmt.

Schließlich erheben wir uns träge, greifen träge den Fels an. Der Riese Antäus gewinnt Kraft bei der Berührung mit der Mutter Erde. Mir strafft sich Mut und Muskel im selben Augenblick, da sich die Finger um die Schroffen krallen. Nicht denk ich mehr, daß ich mich an der verrufenen Westwand befinde. Fels fasse ich, Fels umgibt mich, das Element, mit dessen starrem Willen zu ringen mir Genuß und Kraftschöpfen ist.

Die ersten 60 Meter aufwärts gleiten willig, nachgiebig durch die Hände. Es sind Schrofen und Köpfe, die üblichen Verzierungen und Beschläge. Eine 10 Meter-Wandstelle macht etwas mehr Arbeit. Ein Wasserlauf blinkt hell von rechts. Wir kehren ihm den Rücken, den ersten Quergang 50 Meter lang zu unternehmen. Eine Wiese ist's nicht, aber Gras hat das Bandl die Menge auf sich und reichlich



Raum für zwei Füße. Wenn der Mensch meint, für gewöhnlich mehr gebrauchen zu müssen, so ist das ja nur Verwöhnung und Einbildung. Manchmal neigt sich die Wand allzu zärtlich herüber. Dafür streckt sie auch zahlreiche Fühler entgegen. Schon wundere ich mich über die zahme, gar nicht kaiserliche Artung dieses Quergangs, da zeigt eine plötzliche schwierige Unterbrechung seine Stammeszugehörigkeit.

Kurz darauf spritzt ein Strahl reinsten blauen Blutes auf. Die viel besprochene Platzwand. Ihr Aussehen entspricht ihrem Ruf. Eine strenge, senkrechte Stirn, über die nach 6 Metern von rechter Seite schräg her sich kappenartig eine glatte Platte legt.

An einem Felsloch wird Schroffenegger durchs Seil von unten versichert. Sorgend sehen wir ihn höher klettern, den ersten Stand, einen kleinen Vorsprung erreichend, einen Augenblick rasten. Dann geschieht das, was man so oft gehört, sich vorgestellt und doch nicht begriffen hat. Die schräge Rippe von unten greifend, die Füße gegen die Wand gestemmt, legt sich der kühne Führer frei in die Luft. Griff um Griff weiter packend, gewinnt er auf diese waghalsige Weise langsam Zoll um Zoll an Höhe.

Leuchs fordert in seinem Kaiserführer bei der Beschreibung der Westwand von jedem Begeher eine glänzende körperliche Verfassung. Wahrscheinlich erfreute ich mich ihrer an jenem Tag, denn kein Felsstück griff ich je mit größerer Lust an, als diesen starren Schädel unter der halbseitig herunterfallenden Maske.

Wie mein Vorgänger rücklings auf die Luft gestützt, die Füße gegen die Wand, den Rippenrand mit festen Untergriffen packend, erzwingt er den Aufstieg. Schroffenegger schiebt mich schnell seitwärts, aber als auch der Dritte und Vierte oben sind, da wird ausgiebig gejubelt. Die bequemeren Felsen, die uns zu neuem kräftigen Hindernis, einer flachen, steil aufstrebenden Mulde führen, halten hell davon wider.

Schrofferl leitet den Angriff auf die Einsenkung mit feierlicher Erklärung, wie ein durch Sehenswürdigkeiten führender Kastellan ein:

„Meine Herrschaften, hier sehen Sie vor sich einen rusigen Kamin!“

Ich entseht: „Rufiger Kamin!“

Er ein gekränkter zürnender Gott: „Rufiger Kamin. Wissen Sie nicht, was Rußland ist?“ (Er ahnte damals nicht, wie gut wir's nach ein paar Jahren wissen würden.)

„Ach so, ein russischer Kamin!“

„Jawohl, ein rusiger Kamin. Er wird häufig umgangen, aber da er sehr interessant ist, können wir ihn ja mal kennen lernen.“

Aufregend sieht die leicht nach rückwärts geneigte breitere Hohlrinne nicht aus: desto merkwürdiger, daß Schroffeneggers Emporstieg recht langsam vor sich geht. Ganz allmählich entschwindet er unseren Blicken; aber nach einiger Zeit schwebt ein zartes Rauchwölkchen über dem Kamin als Zeichen seines beschaulichen Daseins.

Mit gönnerhaftem Zuruf fordert er zum Nachkommen auf. Wenige Bemühungen zeigen mir, daß russische Kamine nicht nur interessant sind, sondern auch tüchtig heizen. Hatte ich mir Rußland nicht warm vorgestellt, so gewiß nicht sauber. Dieser russische Rauchfang aber ist geradezu musterhaft ausgewaschen. Zum Stammen zu breit und flach, macht er die Gliedmaßen ganz überflüssig. Die geeignetste Körperbeschaffenheit für seine Ueberwindung ist da die eines Wurms, und nicht viel anders als ein solcher bringe ich meinen prustenden und schwindenden Wirbeltierkörper die 25 m hinan.

Auf der breiten Schuterrasse aber lagert in bequemem Sitz ein passender Schalk, der mich schmunzelnd begrüßt:

Kommt ein Vogerl geflogen,  
Wie ein Blickstrahl so schnell —  
Hätt's gerne gezogen,  
Nur kostet's sein Fell.

Zu der Schinderei auch noch den Spott, das lasse sich gefallen, wer's Temperament dazu hat:

Mi pressiert's nit, mein Lieber,  
I hoab kein Eil',  
Kann lang' genug halten  
Hier Maulaffen feil.

Und die nächste Viertelstunde beschäftige ich mich angelegentlichst mit unserem Rucksack. Selbst die Kleine halt, deren sonnenvergoldete Plattenwand wie ein strahlender Schuppenpanzer gleißt, empfängt nur verstoßene Blicke.

Nach leichteren Stellen taucht dann der Quergang, das Gegenstück zur Platzwand, auf, d. h. man weiß, daß sie verborgen hinter der Ecke lauert.

Ihre üble Unübersichtlichkeit erweckt mir zunächst Unbehagen, doch zeigt sie sich beim Anfassen weniger grauslich, als ich erwartet, wenn sie auch die Grenzen des Möglichen streift. Nach diesen zeitraubenden, abenteuerlichen Umwegen ist die obere Kaminreihe erreicht.

Die ausgefetzten Querungen erheischen viel zu viel Sorgfalt und Genauigkeit, um frisch-fröhlich genommen zu werden. Höchste Vorsicht und Besonnenheit ist da bei jeder Bewegung Gesetz. Ganz anders im echten Kamin, wo das Gelingen selten von dem einen richtigen Griff oder Schritt abhängig ist, wo dagegen alle Körperteile, die edelsten wie die unedelsten, manchmal unter tollsten Verdrehungen, am Werke mitwirken können. Da wird man leicht übermütig, verwegen, obwohl auch hier der unsichtbare Kamerad über jede Schulter guckt.

Die ersten 40 m des dämmerigen Schlundes sind recht glatt und schwer. Ich soll als Letzte folgen, mir aber prickelt's in allen Gliedern nach der lustigen Arbeit. Eine schnelle Verständigung mit Schrofferl



und wir frageln gleichzeitig, ein schweres Vergehen gegen jede Kletterregel, daß man nach langer Gewöhnung aneinander sich schließlich mal leisten kann.

Später verurteilt man mich noch einmal zur Einzelhaft. Eine eingelagerte Schuttplatte verspricht bequemes Ausruhen, nach der Anstrengung gar nicht unwillkommen. Der winzige Ausguck zeigt ein Stückchen Halt, jetzt griesgrämig grau. Plötzlich fühle ich unter mir ein Schwanken. Selbstverständlich sofort auf die Füße gesprungen, sich an den Wänden verspreizt. Schon hängt das Seil, das noch gerade in Schlingen neben mir lag, meterlang in den offenen Rachen hinunter. Dort poltert's, dröhnt's und klirrt's und oben ruft es erschrocken. Ueber mir beruhigen sie sich bald, aber drunten donnert's noch lange, bis jener fast schmerzhaft durchdringende, unendlich fern klingende Ton, der letzte, aufschlägt. Die Platte hat sich nach schneller Abfahrt mit dem Geröll am Einstieg vereinigt. Aus unermesslicher Tiefe grinst es spöttisch empor. Ich denke an meinen ausgebrochenen Zahn, vielleicht ist der Westwandzahn sein Grabhügel geworden.

Dieser Zwischenfall erlöst mich aus der Einsamkeit. Zwischen glatten Wänden mich lange verstauend, darf ich nun aus nächster Nähe beobachten, wie einer nach dem andern sich mit größter Anstrengung der hartnäckig widerstrebenden, durch einen klöbigen Bolzen verstopften Enge entzieht und folge dann selbst.

Oben am Ausstieg grüßt uns lachende Abendsonne. Der erste Strahl an diesem Tag. Wir lassen uns lange, lange von ihr bescheinen. Im Genuße des schönsten Lagers, das es für den Alpinisten gibt: unter sich die harte, überwundene Wand, über sich die weiche, warme Sonnendecke, und als sanftes Ruhekitzen das gute Gewissen einer kräftigen Tat.

#### Schroffenegger-Ramin.

Eine kleine Erstersteigung, die es aber in sich hat. Jetzt oder nie muß sie gelingen. Alles, was man dazu braucht, ist unser. Erstmalig der Gegenstand, in dem begangenen Gebiet ein seltenes Stück, alldann ein Himmel, der nie aus treuerem blauen Auge blickte, geübte, willige Glieder und ein Herz, das sich nicht vorm Abblitzen fürchtet. Wären ja auch nicht die ersten, klopften schon andere vergeblich an die Türe, tüchtige Männer von Ruf. Natürlich sitzt unsere Hoffnung am Kirchl, gerade vor Stripsenjochs Fenstern.

Schroffenegger zeigte uns den Ramin gelegentlich vom Teufelswurzgarten aus. „Da der schwarze Strich? Ich sehe keinen Anfang, und nachher hört's mal ganz auf.“ „Der Anfang wird gemacht und wo's ganz aufhört, fängt der Spaß an,“ brummt er und nimmt mir den Feiß aus der Hand, den ich offenbar nicht verdiene.

Hinter uns liegt der Teufelswurzgarten mit seinen mutwilligen Latschengeistern, rechts lockt das unterste Grasband am Kirchl, ein

bequemer, fröhlich grünender Bürgersteig. Etwa 150 m weit folgen wir ihm. Der breite Christ-Fid-Ramin sperrt erstaunt sein großes Maul auf. Bis zu ihm und nicht weiter geht gewöhnlich der Kletterer Schar. Diese sonderbaren Schwärmer aber ziehen, seiner gar nicht achtend, unterhalb vorbei. Bis zum obersten Latschenkopf.

Hier beginnt die Arbeit. Grasdurchwachsene Schrofen bringen uns schnell 5 m hoch, dann zieht steil, böseartig glatt die Wand her. Ein Pfeiler überfällt sie von rechts. Schroffeneggers Falkenauge blickt die Verschneidung zwischen beiden auf und ab, hin und her. Dant versucht er. Wir sind voll Spannung.

Wirklich, er steigt höher und höher, ganz allmählich, ganz vorsichtig, jeden Schritt, jeden Tritt prüfend und doch kaum beschwerend, bis er innehält und einen Mauerhaken einschlägt.

Jetzt darf ich ihm 10 m nachklettern. Türkische. Es handelt sich um einen seichten Riß übelster Sorte.

Auf dem lustigen Standplatz tauschen wir kurze Grüße mit den Stripsenjöchlern. Unser Unternehmen ist entdeckt und alles hat sich zur Beobachtung oberhalb des Hauses versammelt. Leider müssen wir es wie seinerzeit König Wilhelm mit Benedetti in Ems machen und dem sonst hochverehrten Publikum den Rücken kehren; denn jetzt kommt das „wo's ganz aufhört“. Wir ergänzen die Lücke, indem wir 4 m ausgelegt durch eine Plattenröhre nach rechts auf die Pfeilerkante queren. Dann wird die Kante selbst genommen, wieder ein klüger Punkt von 4 m Länge. Ein Felsblock gönnt uns nicht mal diese mathematische Unmöglichkeit und drängt uns rücksichtslos nach außen. Ein schiefer Riß ist gastlicher, doch weist uns ein neuer links vorgelagerter Klotz hinaus zu einem grünen Rasenfleck. Hurra! von hier aus aufwärts ist man bald ganz im Ramin und damit überwunden, was an der Fahrt zweifelhaft war.

Ueberraschungen sind zwar nicht ganz ausgeschlossen, aber es macht nicht den Eindruck. In angeregter, fast übermütiger Stimmung setzen wir unsere Forschungsreise fort. Die nervenanspannende, ausgelegte Plattenfragelei liegt hinter uns, vor uns muntere turnerische Raminarbeit.

Und zwar enthält das Arsenal nur Abwehrwaffen mittelschweren Kalibers. Nach 10 m ein Klemmloch, nach weiteren 8 m eine rauhe Wand, 20 m darüber eine Grasnische, weiter oben noch einmal ein Klemmloch, den man nach Belieben und Körperfülle unter oder überklettert. Ich selbst falle darauf rein, mich durch das Loch zu schinden, komme aber nur nach allen möglichen Gliederverrenkungen hinaus. Noch eine kurze Spreizstrecke und die erste Terrasse liegt vor uns. Damit hat das Kirchl eine neue Anfahrt mehr.

In gewohnter Weise schließt sich jetzt die Sauffeier an. Fleißige Hände bauen schnell den Steinmann. Unsere Karten werden ihm anvertraut. Der Täufeling erhält den Namen „Schroffenegger-Ramin“.



Zum Festmahl begeben wir uns durch eine kleine Schlucht auf die Nordwestkante selbst, die ich als besonders geeigneten Platz für solche Gelegenheiten empfehlen kann.

Wie ein Adlerhorst hält uns die Ecke hinaus in den weiten, lichtflimmernden Raum. Unter uns liegt das grüne Waldtal, in seinem dunklen Kelch wie ein verwünschenes Dornröschenschloß das weiße Hinterbärnbad, aber über uns ist der helle Mittagshimmel aufgetan. Wir plaudern und scherzen und planen und sind glücklich wie Kinder. Die Trennung von dem reizvollen Fleck fällt uns schwer, und durch die schattigen Steinhöhlen des Rosigen und Zott-Ramin begleiten unsere Sinne noch lange seine Lichtfülle und Erdferne.

#### Fleischbank-Ostwand.

Jeden Morgen, ehe die Wunschgeisterchen der auf Stripsenjoch und Hinterbärnbad neuen Bergfahrten entgegenträumenden Touristen vor den ersten Sonnenstrahlen in ihre Schlupfwinkel entweichen, grüßten sie voll scheuen Verlangens die jüngst erstiegene Westwand des Totenkirchls:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier.“

Vier Jahre später flattern sie eines Tages in dämmeriger Morgenstunde unruhig an der stolzen Zinne hin und her, dann aber klingt es deutlich in die Stille hinein:

„Frau Westwand, Ihr seid die Schönste hier, aber die Fleischbank-Ostwand mit dem Quergang, 30 m lang, ist noch vieltausendmal schöner als Ihr.“

So hatte sich demnach erfüllt, was oft geplant, vergeblich versucht und schließlich als unmöglich aufgegeben war. Eine Karte brachte uns die frohe Kunde. Hans Dülfer, der Erstersteiger, schreibt vom 18. 6. 12:

„Heil und Sieg! Am Samstag mit Scharfsmidt das größte Kaiserproblem, die Fleischbank-Ostwand gelöst. Durchweg extrem schwierig.“

Seit dieser Nachricht fällt ab und zu in unseren Fahrtenbesprechungen das Wort: Fleischbank-Ost? Der Verstand lehnt sie als waghalsig ab. Die Vorstellung beschäftigt sie weiter. Der Geist verirrt sich sogar schon manchmal in dem ausgedehnten Felsmassiv.

Mit den Taten wachsen Fähigkeiten und Selbstvertrauen. Am nächsten schönen Morgen steigen wir vier wohlausgerüstet und unternehmungslustig in die Steinernen Rinne, dem die wuchtige Erscheinung in ihrer ganzen Breite entwächst. Die unbewegte Schrofse des ungeheuren Steinbildes wirkt abschreckend wie beim ersten Schauen, ob man auch weiß, daß Menschengestalt und Wille sie bezwungen haben.

Mit schelmischer Freundlichkeit lockt ein schmales, geschlängeltes Steinbandel von den sicheren Wandstufen unterhalb des Elmauer Tores ins gefährliche Reich des Riesen. Mühelos folgen wir ihm, auch über

die kurze Unterbrechung der Mitte, die oberhalb zur Ueberschreitung einer freiliegenden Platte veranlaßt. Der Beginn enttäuscht angenehm, nur dauert die Freude gerade 50 m lang. Und nicht einmal senkrecht, daß etwas Höhe dabei gewonnen würde, nein, infam wagerecht.

Schon steht Schroffenegger und wünscht ungeteilte Aufmerksamkeit für seine nächsten Lebensäußerungen, ein untrügliches Zeichen kommenden Besonderheiten. Leider zeigt er den gespannten Zuschauern recht wenig. Eine vorsichtige Ueberwindung einer ausgesprochen trozigen Kante, einen kühnen Zug am freien Pfeiler, dann entschwindet er dahinter. Es dauert lange, als er mit weit, aus schräger Richtung herflingender Stimme den Nachfolger ruft.

Das Seil, das lose den Felsbildungen aufliegt, weist mir den Weg weiter in eine schmale Rinne, deren Seichtheit geradezu verblüfft.

„Nun, wie ist's?“ fragt Schroffenegger bei meinem Eintreffen.

„Sind die anderen 300 m von gleicher Schönheit?“

„Durchweg ebenso schwer und schwerer.“

„Nein!“ Ich denke, der Schelm will mir bange machen.

„Im Ernst.“

„Und sind alle Sicherungsplätze mit gleicher Raumverschwendung angelegt?“

„Der Baumeister hat halt nicht g'wußt, daß Sie hierher kommen.“

Er lacht, aber alle seine Sinne richten sich augenscheinlich auf das Seil, daran ein Menschenleben hängt, ohne bei der Entfernung und dem schrägen Verlauf dadurch gesichert zu sein.

Und meine Gedanken reißt das wundervolle Bild an sich, das sich vor mir aufbaut. Der Predigtstuhl entrollt hier seine Westseite in überwältigender Pracht. Den Fuß der glanzvollen Erscheinung umringelt starr und grau wie eine sprungbereite Schlange die steinerne Rinne. Weit, weit unten blickt aus düsterem Schlitze die grüne Griesener Alm. Der Himmel streckt noch seine Hand blau und hoch über den Scheitel des wunderfamen Gipfels, doch durch die stille, gewittertragende Luft schleichen wie verstoßene Räuber langsam graue Wolkenschichten hinan.

Hans Dülfer hat zu wenig geschrieben. — Gewiß „durchweg extrem schwierig“. Aber über alle Maßen schön! Die Guglia di Brenta mit mit ihrer köstlichen Herbheit, die markige Marmolata-Südwand, des Adangkamins intime Reize, sie alle wirken begrenzt, fast primitiv neben diesem immer neu gestaltenden, häufenden und doch zur straffen Einheit sich durchringenden Kraftüberschuß. Eine eigene Note der Ostwand scheinen die flüchtig eingeschnittenen, langen Risse zu sein. Sie lehren immer wieder wie ein Leitmotiv, um dann schließlich in dem alles übertönenden, brausenden Schlußchor des oberen Raminfazes unterzugehen.

Bisweilen durchlacht ein herzhafter Humor sonnig die gewaltige Stimmung. So treffe ich Schroffenegger jetzt in einem geräumigen



Felsloch, das man fast eine kleine Höhle nennen kann. Ein dort angebrachtes Schild bezeichnet die gastliche Stätte als „Dienstraum“. Die richtige Bezeichnung, denn für das Losreißen von diesem schönen Blätzchen bedarf es neben der Selbstüberwindung des Dienstes eines menschlichen Steigbaums. Vermöge eines solchen vorzüglichen Beförderungsmittels gelangt Schroffenegger aus unserem Gesichtskreis auf den Erker über unseren Köpfen.

Auch ich finde meinen Atlas. Auf seinen Schultern stehend, lege ich rückwärts Kopf und Nacken aus dem Verschlag und tappe mit den Händen blindlings auf dem Ueberhang herum. Ein prächtiger Hauer, wie ich ihn auf diesem Weg nicht mehr zu finden erwartet hatte, begegnet mir. Fest packend, schwinde ich mich an ihm aus der Luke aufs Dach und dann schnell über einige Leichtigkeiten meinem schon winkenden Leitstern nach.

Der fragt augenzwinkernd: „Nun, wie war's?“

„Ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel für lebensüberdrüssige Höhlenbewohner“.

Mit heiterer Gelassenheit blickt der Predigtstuhl herüber. Die Dunstschichten haben sich in ein ganzes Geschwader lichter Wölkchen aufgelöst, das zärtlich um ihn herummanövriert. Die Sonne streichelt das mächtige Haupt. Ich kann mich des prächtigen Anblicks erst freuen, als der Gatte und Jori den unerhörten Uebergang genommen haben.

Zwei lange Risse, argvoller, oberflächlicher als die vorher gewesenen, leiten weiter. Dafür lohnt ein Standplatz, der nicht ganz für zwei Füße reicht, aber man darf ihn sehr lange benützen, so daß ich interessante Studien über die Vorzüge des Stehens auf beiden Füßen und nur auf dem rechten oder nur auf dem linken erheben kann. Das Wunder ist nämlich da, der erste Quergang.

Die einfachen Worte des Erstersteigers schildern sie folgendermaßen:

„An glatter Platte, 2 Meter nach links, 2 Meter schief abseilen und horizontal 15 Meter äußerst schwierig nach links zu einem Stand. Ein paar Schritte abwärts und noch 5 Meter sehr schwierig nach links“. Bei der Ausdehnung der Queringung ist die Sicherung mehr als zweifelhaft und das erste unglaublich schwierige Hindernis die 2 Meter glatte Platte, macht meine Größe oder richtiger Kleinheit fast zur Unmöglichkeit. Während rechter Fuß und rechte Hand Halt haben, gelingt es mir, weit vorgebeugt, unter Ausnützung der Reibung des Rumpfes am Felsen, mit dem linken Mittelfinger eine Unebenheit zu erlangen. Gleichzeitig fühlt der Fuß einen leichten Widerstand. Unter Anspannung höchster Kraft und Entfaltung aller möglichen Vorsicht ziehe ich mich nach links über diesen ersten wirklich unbändigen Stein des Anstoßes. Das schiefe Abseilen erscheint mir nicht ganz so schwierig wie das überwundene Hindernis. Es ist allerdings ratsam, sich die Lage dabei nicht allzu genau anzusehen. Die 15 Meter nach links zeigen, daß

15 Meter eine unendliche Länge darstellen, wenn man sie an sich buchtender Mauer ohne ausgeprägtere Spuren oder Auswüchse dort abschleicht, wo man denkt weiter zu kommen. Der Anblick Schroffeneggens zeigt mir das bald erreichte Ende. Da nehme ich kühn, aber leichtsinnig, mit Sturm den letzten 5 Meter-Zipfel dieser Queringung, die ich für meine höchste und verwegendste bergsteigerische Leistung halte.

Nach diesem Gewaltausbruch versagen für kurze Zeit die Wehrmittel der Feste. Wir nützen einen kleinen Schuttplatz zur Auffrischung unserer Kräfte. Leider würde der Rucksack, mit dem man sich auf diesem Weg belasten kann, wegen allzu großer Schwächigkeit, keinen Beamten zur Beschlagnahme reizen.

Ein zweiter Quergang lädt darauf zu neuem Tanz. Die ersten und letzten 5 Meter wetteifern an Süße mit der unteren Schwester. Die Mitte bringt eine ganz allerliebste Erscheinung. Zwischen hinausdrängenden Wänden ein langer, etwa fußbreit vorspringender Sims, der aus einer frischgrünen Graslage besteht, die zwei schmale Felsborten säumen. Wenn man die Entschlußfähigkeit nicht durch unzeitgemäße Betrachtung der allzu ausgebreiteten Freiluftumgebung stört, geht es sich Schritt für Schritt gar nicht übel darüber.

Bald darauf spaltet sich die Wand, eine Raminfolge stört ihre Geschlossenheit, aber nicht ihre Entschlossenheit zum Widerstand. Er ist, kaum glaublich, neuer Steigerung fähig. Diese Höhlen, die mir in der Erinnerung bald hell, bald dunkel erscheinen, sind über alle Begriffe unzugänglich. Verschänzt sich der eine Ramin durch Griffarmut und Enge, erweitert sich der andere zur Schlucht. Ob man links, rechts, an der Wand, im Stemmen oder Verklemmen sein Heil sucht, überall erschwert irgendeine ungewöhnliche List das Vordringen.

Die Raminreihe ist die letzte Prüfung. Vier übereinander geschichtete Riesenblöcke bauen schnell eine bequeme, natürliche Leiter zu dem sich sanft neigenden Gipfel.

Die Dämmerung spinnt schon an ihrem grauen Netz, das Weltall drein zu fangen. Wir aber, die wir den ganzen Tag so hart mit dem Raum gerungen haben, lassen uns von keiner Zeit treiben. Oder ist es etwa der Geist des Ortes, der Fleischbank, daß wir uns so völlig den fleischlichen Gelüsten hingeben? Jedenfalls sehe ich von der Gegend einzig den prächtig gerundeten Provianttsack. Führer Gschwentner hat ihn uns auf einfacherem Weg entgegengetragen. Unter unserem wütenden Ansturm schrumpft er schnell zusammen wie ein wohlbeleibter Heimkrieger unter der Herrschaft der seligen Kohlrübe im Frühjahr 1917.

Fünf Menschen tasten und schieben sich gleichzeitig über die steilen Felsbänke hinunter in der Richtung aufs Elmauer Tor. Springen und stürmen. Die Sonne hat bei ihrem Scheiden eine mächtige Fackel zu Häupten des Predigtstuhls entzündet, die einzige Leuchte, die unseren Abstieg erhellt. Da wird's im ungewissen Zwiellicht plötzlich unheimlich lebendig. Es tröpfelt und spritzt, es prasselt und poltert, Splitter,



Steine und Blöcke. Bisher hatte sich der Berg verteidigt, beispiellos hartnäckig, aber unveränderlich stumm, regungslos. Jetzt greift er an. Mit gefährlicher Wut. Es fliegt um uns, es hascht nach uns. Wen's trifft, hat seinen Denzettel, vielleicht für immer. In unserer Hochstimmung fluchen wir nicht, dichter zusammen wird geklettert, die Schlag- und Sprungkraft der heimtückischen Geschosse durch die Nähe abzuschwächen, weichen auch aus, suchen vor allzu großen Blöcken Deckung und sonst geht die wilde Jagd weiter.

„Wundervoll war's, das machen wir noch einmal, Schroffenegger, in zwei Jahren“.

Glühwürmchen sitzen dabei auf dem engen Steg der Steinernen Rinne und hören den Wunsch funkelnden, glückverheißenden Auges.

Ihr Schein trog. Nach zwei Jahren dachte man nicht an Bergkämpfe, der große Kampf war da, rief meine Fahrtengenossen zur Wehr des Vaterlandes. Auch Hans Dülfer, der junge, geniale Kletterer, eilte zu den Fahnen. Am Tage der Erstersteigung der Fleischbank fiel er vor Urras. Die köstliche Gabe seiner Fahrt, diese außerlesene Blüte aller Kletterfahrten, sichert dem hochgemuten, kühnen Jüngling ein dauerndes, dankbares Gedenken.

Auch sonst hat der Krieg die Reihe der Alpinisten stark gelichtet. Viele der besten entriß er uns, und der Nachwuchs fehlt. Die heranwachsende Jugend muß ins Feld, ohne von der Erzhand der Berge gesegnet zu sein. So droht die Kette der sich ununterbrochen folgenden Bergsteigergeschlechter abzureißen, die glückliche Entwicklung des Alpinismus zeitweilig zu stocken. Da ist es denn die Pflicht jedes Einzelnen, der an sich das Glück und den Wert des Bergsteigens erfahren, das Feuer alpiner Begeisterung zu hüten und zu schüren, auf das es in hellen Flammen weiter lodere zum Heil künftiger, glücklicherer Geschlechter.

**Sektionsitzung am 14. Dezember:** Dr. H. Kaufmann, Berlin, Sektionsmitglied: „Bergfahrten zwischen Piave und Tagliamento“ (mit Lichtbildern).

Meine Herren! Die Sektion Berlin hat zweifellos ganz besonders gute Beziehungen zum Oberkommando des Deutschen Heeres. Als hier im vergangenen Jahre ein Vortrag über Montenegro gehalten wurde, wurde es so eingerichtet, daß Cetinje gerade am Tage dieses Vortrages genommen wurde. Als ich mich vor einigen Wochen bereit erklärte, über die Berge zwischen Piave und Tagliamento Ihnen hier zu berichten, da standen unsere Truppen noch vor dem Tagliamento, dessen Namen ebenso wie der der Piave bis vor kurzem in den weitesten Kreisen vollständig unbekannt war. Inzwischen setzte der große Siegeszug ein, der unsere Truppen in ungeheuer schnellem Zeitmaß über den Tagliamento hinweg bis zur Piave und auch teilweise über diese hinweg brachte. Ich habe, wie Sie wohl alle, mit großer Spannung

die Berichte über diesen Vormarsch verfolgt und mit besonderem Interesse auf die Nachrichten geachtet, die von Kämpfen in den Gebirgen zwischen beiden Flüssen berichten sollten, jedoch vergeblich. Abgesehen von einem kleinen Vermerk, daß italienische Truppen über den oberen Tagliamento abgedrängt und gefangen worden seien, brachten die Berichterstatter nichts von den Kämpfen in diesen Bergen. Den Renner dieser Berge, der Carnischen Voralpen, setzt dies nicht weiter in Erstaunen, da bei der Weglosigkeit und der schweren Ueberschreitbarkeit des größten Seiles der Pässe für Truppen, die dort nicht genau Bescheid wissen, ein Vorwärtskommen ziemlich unmöglich, ein Vorwärtsbringen von Geschützen ausgeschlossen erscheint. Es ist merkwürdig, daß die Carnischen Voralpen sich einer so vollkommenen Unbekanntheit in den weitesten Kreisen erfreuen. Ohne zu übertreiben, kann man wohl behaupten, daß die Carnischen Voralpen, d. h. die Berge zwischen Piave und Tagliamento und der venezianischen Tiefebene, es an Schönheit mit jeder Stelle der benachbarten Dolomiten aufnehmen können. Die Bilder, die ich Ihnen nachher hierüber vorführen werde, sollen Sie davon überzeugen.

Einen bequemen Weg für uns zur Erreichung dieses Gebietes bietet eine Wanderung, die ebenfalls über Gebühr unbekannt ist. Von Cortina steigt man über die Reichenberger Hütte, die die Eigentümlichkeit hat, von den im Kriegsgebiet liegenden Alpenvereinshöhlen so ziemlich die einzige zu sein, die nicht zerstört worden ist, zur Forcella da Lago. Beim Ueberschreiten des Passes reckt sich plötzlich der Monte Pelmo vor uns empor mit seinem kleineren Nachbar, dem Pelmetto. Einen eigenartigen Anblick bietet die Civetta, die ihre stolze Nordwestwand nur in starker Verkürzung von hier aus erscheinen läßt. Bei dem Abstieg wächst der Pelmo immer mehr in die Höhe und bald bei Selva beherrscht er vollkommen das Tal. Rasch geht es von hier nach Caprile und am herrlichen Lago d'Alleghe entlang unter der schroffen Civetta-Nordwestwand zum Passo di Coldai, auf dem jetzt eine gemütliche kleine italienische Hütte steht, und auf der anderen Seite herab in das ebenfalls viel zu wenig bekannte Soldotal. Noch wenige Stunden und der Hauptort Forno di Zoldo ist erreicht, von dessen Reizen ich Ihnen hier nicht viel erzählen will. Nur eins möchte ich Ihnen doch nicht vorenthalten, das ist die Tatsache, daß man dort vor dem Kriege eine Forelle, vollkommen zubereitet, zum Preise von 40 Centesimi haben konnte. Bei der Weiterwanderung talabwärts geht es an der Rochetta und dem Casso di Bosconero, die von hier einen gewaltigeren Eindruck machen als von Cortina, vorbei, und plötzlich öffnet sich bei Pilago das breite Piavetal. Auffallend ist am jenseitigen Ufer eine tief eingerissene Schlucht, die die Berge beinahe bis zum Talgrund spaltet. Es ist dies die Schlucht des Torrente Vajont, von der ich nachher noch sprechen werde. In einer Viertelstunde ist Longarone, der



Hauptsitz der venezianischen Kuchenindustrie, erreicht, wo jetzt 10000 Italiener von allen Seiten abgeschnitten die Waffen strecken mußten. Auf diesem Wege bin ich nicht in die Carnischen Voralpen gekommen. Als wir das erstmal in Longarone anlangten und uns aus dem Bädeler über die jenseits der Piave liegenden Berge zu unterrichten suchten, fanden wir nur eine ganz kurze, vielleicht sechs Zeilen lange Angabe, daß dort zwei Orte Cimolais und Claut sowie einige Berge wie der Monte Duranno, die Cima dei Preti usw. lagen, ohne daß über die Schönheit irgend etwas angegeben war. Da aus diesem Vermerk nicht zu erschen war, ob ein Besuch dort oben lohnte, und uns in Longarone auch niemand darüber Bescheid geben konnte, schwenkten wir kurz entschlossen ab, und machten über Belluno und Feltre einen Abstecher in das damals ebenfalls völlig unbekanntes Gebiet der Sette Comuni und ihrer Hauptstadt Asiago. Feltre ist eine wunderhübsche kleine Stadt, auf einem Hügel aufgebaut. Besonders hübsch ist die auf der Spitze des Berges gelegene Piazza Vittorio Emanuele, die auch die Denkmäler zweier berühmter Söhne der Stadt trägt. Der eine hat — Sie werden staunen es zu hören — die Buchdruckerkunst erfunden, der andere hat sich ein noch viel größeres Verdienst um die Menschheit erworben: er ist der Erfinder der Leihhäuser, und Feltre ist die Stadt, die sich rühmen kann, das älteste Leihhaus der Welt zu besitzen. Von unserem Abstecher in die Sette Comuni konnte ich Ihnen eine ganze Menge Interessantes berichten; jedoch leider sind meine Ausnahmen aus diesem Gebiet mißglückt, und ohne Lichtbilder ist diese Ausföhrung doch sehr wenig interessant für Sie. Bei dieser Gelegenheit muß ich ein Geständnis machen: Die Italiener hatten im Frieden neben zahlreichen anderen angenehmen Bestimmungen, die sie vor der deutsch-österreichischen Spionage schützen sollten, auch die getroffen, daß es verboten war, 10 Kilometer im Umkreise eines Forts — und eine Stelle, die nicht 10 Kilometer im Umkreise eines Forts ist, gibt es auf der österreichisch-italienischen Grenze nicht — einen Photographieapparat bei sich zu führen. Da es sich für mich zweimal nicht anders einrichten ließ, als die Grenze an der Zollstation zu überschreiten, konnte ich auf den drei Reisen, die ich in die Carnischen Voralpen machte, nur bei einer einen Apparat mitnehmen und infolgedessen nicht von allen Stellen, die ich auf meinen Wanderungen berührte und von denen ich Ihnen jetzt erzählen will, Aufnahmen machen. Ich habe mich infolgedessen an das Dichterwort gehalten: „Und wer's nicht gekonnt, der stehle“ und habe die fehlenden Aufnahmen, soweit sie vorhanden waren, aus der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und einigen anderen alpinen Blättern gestohlen.

Nachdem ich Ihnen nun erzählt habe, wie ich nicht in die Carnischen Voralpen gekommen bin, wird es auch für Sie von Interesse sein, zu erfahren, wie ich eigentlich dorthin gekommen bin. Das kam so: Die

Ausbreitung der Kultur durch den Deutsch-Oesterreichischen Alpenverein in den Alpen bietet zweifellos durch die Bequemlichkeit, die sie mit Hütten und Wegen schafft, große Unnehmlichkeiten für die Bergsteiger. In jedem rechten Bergsteiger steckt aber auch noch ein Stück Idealismus, und so hatte ich oft, wenn ich von den Fahrten der Altmeister wie Grohmann, Whymper, Barth, Ruthner usw. las, im Stillen bedauert, daß es in den Alpen anscheinend keine Stelle mehr gab, die sich ihre Ursprünglichkeit bewahrt hatte, wo man noch im Freien oder in einsamen Almhütten übernachten mußte, wo keine schön angelegten Wege hinaufföhren, keine zahlreiche Führerschaft auf den Fremden wartet. Als im Dezember 1905 die „Zeitschrift“ in meine Hand kam, da blätterte ich sie zunächst gedankenlos durch. Plötzlich blieb mein Blick an einem Bilde hängen, dem letzten des Buches; es war ein Berg, wie ich ihn noch nicht gesehen hatte. Mitten im Tale ragt ohne jede Verbindung mit den das Tal begrenzenden Bergen eine schlanke Säule empor, die ungefähr in  $\frac{2}{3}$  ihrer Höhe von einem ringförmigen mächtigen Ueberhang umzogen und darüber mit einer zierlichen schlanken Spitze gekrönt ist. Unter dem Bilde stand: Campanile di Val Montanai. Ich las sofort den dazu gehörigen Aufsatz durch, der über die Erschließung der Carnischen Voralpen handelte und von dem bekannten Grazer Bergsteiger Dr. Freiherr von Saar dem Andenken seines in diesem Jahre verunglückten Gefährten Wolff-Glanvell gewidmet war. Er enthielt zunächst die außerordentlich interessante und verlockende Beschreibung der Besteigung dieses einzigartigen Berges, dann aber auch einige Hinweise auf den Charakter dieser Landschaft, besonders einen Hinweis auf ihre Ursprünglichkeit. Ich studierte sofort einen älteren Aufsatz des bekannten Münchener Alpinisten Heinrich Steiniger in der Zeitschrift 1900—1902 durch und fand da zu meiner Freude alles, was ich bisher vergeblich gesucht hatte. Kein Alpenverein hatte dort Hütten und Wege gebaut, Fremdenverkehr gab es offenbar noch garnicht, es waren nur ganz wenig Orte vorhanden und Berge, die, nach den Bildern zu schließen, von einer ganz besonderen Schönheit sein mußten und die vor allem einen Vorzug hatten, der mich mit meinen damals 20 Jahren reizten; es gab dort noch unerstiegenen Berge. Mein Entschluß war gefaßt, da mußte ich hin. Mit meinen Freunden und ständigen Reifegenossen, unseren Sektionsgenossen Friß Hamburger und dem uns durch den Unfall an der Punta Emma viel zu früh entrissenen Ernst Ludwig Pinner, war eine Verständigung bald erzielt, und so stand unser Entschluß, bei der nächsten gemeinschaftlichen Bergreise im Jahre 1907 in die Carnischen Voralpen zu pilgern, fest.

Die Vorbereitungen waren keineswegs einfach. Ich konnte in vollen Zügen alle die Unbequemlichkeiten, die mir bei meinen bisherigen, so bequem vorbereiteten Reisen gefehlt hatten, genießen. Es mußten Auszüge aus der Literatur gemacht, Routen auf Berge abge-



geschrieben werden usw. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung von Karten, und als wir schließlich mit vieler Mühe und Not die für den Verkauf verbotenen Tavollette der italienischen Generalstabskarte, die besten Karten der Gegend, aufgetrieben hatten, stellte sich heraus, daß sie für hochtouristische Zwecke vollkommen unzureichend waren. So mußten noch die Kartenskizzen, die sich in der Zeitschrift fanden, abgezeichnet werden, und außerdem auch noch sehr eingehende Studien über die Namenbezeichnung, auf die ich noch später zu sprechen komme, getrieben werden. Schließlich galt es noch, uns mit zweckentsprechendem Kochgeschirr, Lebensmitteln und was noch alles zur Expedition in die Wüste gehört, zu versorgen, und dann konnte die Fahrt losgehen. Da alle Besucher der Carnischen Voralpen sich darüber einig waren, daß diese Gegend sich unter anderem dadurch auszeichnet, daß sie ganz besonders wenig Wasser hat, machten wir zur Einleitung noch einen kleinen Abstecher in die Sella-Gruppe, um uns in diesem wasserarmen Gebiet das Trinken systematisch abzugewöhnen, was uns auch überraschend schnell gelang. Nach einigen Tagen hielten wir es aber vor Neugierde nicht mehr aus und eilten rasch nach dem lieben Cortina, um von dort mit der Post über Pieve di Cadore nach Longarone zu fahren und von hier in das Märchenland einzudringen. Bei der Zollrevision in San Vito gab es das erste Hindernis: Der italienische Zöllner studierte mit großem Interesse den Inhalt unserer dicken Rucksäcke, steckte sogar seine Nase in eine eigens zu diesem Zwecke aufgebrochene Suppenkonserve und entdeckte schließlich etwas, wobei er seinen Eifer bekunden konnte, nämlich ein Päckchen mit 10 Schachteln Sturmstreichhölzern. Wir Unglücksraben hatten übersehen, daß in Italien Streichholzmonopol herrscht, und wir infolgedessen zur Einfuhr von Sturmhölzern eines Erlaubnissscheins des Ministeriums bedurft hätten. Das mußte gebüßt werden. Der Herr Zöllner überließ zwar gnädig jedem von uns eine Schachtel, der Inhalt der übrigen wurde auf einen großen Haufen geschüttet und dieser feierlichst verbrannt. Allerdings hatte der gute Mann übersehen, daß sich in meinem Rucksack noch ein zweites Paket der staatsgefährlichen Hölzer befand, das, da wir versehentlich den Einkauf doppelt gemacht hatten, vollkommen für unseren Zweck ausreichte. Nach diesem kleinen Hindernis ging die Fahrt weiter. Bei Valle di Cadore bot sich der erste Blick auf unsere Berge, und zwar auf die Gruppe des Monte Duranno und der Cima dei Preti. In Longarone stärkten wir uns schnell an den guten Biscotti und Amaretti, und dann ging es los. Heut geht durch die tief eingerissene Vajontschlucht eine Straße von Longarone nach Erto; damals führte der Weg noch steil nördlich der Schlucht bergauf bis zur Höhe des Berges und von dort hinunter nach Casso, dem ersten Ort der Carnischen Voralpen.

Unterwegs begegneten wir einer Anzahl Frauen, die vergnügt mit großen leeren Körben nach Longarone hinuntereilten, um einige Stunden

später diese schwer bepackt wieder hinaufzuschleppen. Sie machten einen netten, freundlichen Eindruck. Am meisten fiel uns auf, daß eine jede beim Gehen damit beschäftigt war, Sohlen für Scarpetti, die ebenso sind wie die Sohlen der Sextener Kletterschuhe und die man dort allgemein trägt, zu nähen. Es gibt im ganzen Gebiet kaum eine Frau, die, wenn sie nicht gerade mit etwas anderem beschäftigt ist, nicht derartige Sohlen näht. In Casso bekamen wir zunächst keinen günstigen Eindruck. Casso ist so ziemlich der dreckigste Ort, den ich auf meinen zahlreichen Alpenwanderungen kennen gelernt habe. Wir waren schon ziemlich entschlossen, wenn Erto ebenso wäre, umzukehren. Erto enttäuschte uns aber angenehm. Im Gegensatz zu dem schmutzigen Casso ist es ein hübscher, sauberer Ort. Hier beginnt eine kleine Straße, die die bis kurz vor dem Kriege von der italienischen Regierung arg vernachlässigten armen Gemeinden Erto, Cimolais, Claut auf eigene Kosten als Verbindung untereinander gebaut hatten. Nach einer kleinen Stärkung marschierten wir auf der bequemen Straße weiter, erreichten bald den in schönem Wald gelegenen Passo di S. Oswaldo, und dann ging es auf der anderen Seite hinunter nach Cimolais. Ein Wiener Freund, dem wir unseren Plan erzählt hatten, hatte im schönsten Wienerisch gemeint: „Na, in Cimolais werdet Ihr verschimmeln und Läuſ' kriegen.“ Er hatte dem guten Ort aber bitter Unrecht getan. Cimolais ist ein hübsches kleines Dörfchen in prachtvoller Lage. Nach Norden öffnet sich der Blick in die tiefeingeschnittene Val Campol, überragt von der mächtigen, plattengepanzten Cima dei Preti, dem höchsten Gipfel der Carnischen Voralpen. Hinter dem Ort breitet sich eine dreieckige Ebene, deren drei Seiten je etwa 6 km lang sind, aus, die, von allen Seiten von hohen Bergen umrahmt, einen ganz eigenartigen Eindruck macht. Wir marschierten durch den Ort durch, als sich plötzlich hinter uns ein Gebrüll erhob, gegen das das Rufen des seligen Stentor ein Geflüster gewesen sein muß. Wir drehten uns um und sahen einen Mann hinter uns herrennen, der ein Bündel Papiere in der rechten Hand schwenkte. Es war der Herr Postmeister, der uns drei Fremdlinge hatte an der Post vorbeigehen sehen und mit Scharfsinn erraten hatte, daß die seit einigen Tagen dort liegenden postlagernden Briefe für uns sein mußten, womit er auch recht hatte. Im gemütlichen Albergo alla Rosa, das übrigens nicht nach der Blume, sondern nach dem Vornamen seiner netten Wirtin seinen Namen hat, stärkten wir uns etwas, und dann ging es in glühendster Mittagsonne über die vollkommen schattenlose Ebene nach Claut, dem Hauptort der Carnia. Zunächst durchschritten wir ein Flußbett von etwa 600—700 m Breite, in dem ein kleines Gerinnsel von höchstens 1 m Breite Wasser floß. Diese Riesensflußbetten mit wenig Wasser sind typisch für die Carnia. Fast das ganze Jahr hindurch führen sie nur wenig oder gar kein Wasser; im Frühjahr aber, zur Zeit der Schneeschmelze, verwandeln sie sich in reißende Flüsse,



die jedem Versuch, eine Brücke über sie zu bauen, trohen, und in dieser Zeit mehrere Tage lang die Leute an beiden Ufern vollkommen von einander abschneiden. Claut ist durch zwei solcher Flüsse, die Cellina, die sich weiter unterhalb mit der von Cimolais kommenden Torrente Cimoliana zur Meduna, einem Nebenfluß der jetzt im Kriege so viel genannten Livenza vereint und die Torrente Settimana in drei Teile geteilt, die im Frühjahr ohne jede Verbindung miteinander sind. In Claut zogen wir in das Albergo Giordani, wo aber der erste Eindruck keineswegs begeistern war. Eine ältlich aussehende Frau, aus der kaum ein Wort herauszubringen war, setzte uns einen Topf kalter Nudeln vor, die scheußlich schmeckten. Wir ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, sondern erkundigten uns bei ihr nach einem Begleiter, der die Berge gut kennt. Sie empfahl uns ihren Verwandten Luigi Giordani, den sie zum Abend heranzuholen versprach. Den Nachmittag brachten wir damit zu, den Ort zu besichtigen. Wenn wir damals schon etwas von dem Weltkriege gewußt hätten, hätten wir glauben können, uns mitten in ihm zu befinden, denn in Claut sieht man ebenso wie in Cimolais im Sommer außer alten Männern und Kindern nur Personen weiblichen Geschlechts. Da die Gegend außerordentlich arm ist und wenig hervorbringt, befinden sich die Männer zwischen 16 und 60 Jahren fast ständig den Sommer, teilweise auch das ganze Jahr hindurch in Deutschland oder der Türkei, wo sie als Terrazzo- oder Straßenarbeiter tätig sind. Als wir gegen Abend ins Albergo zurückkamen, hatte sich das Bild geändert. Die Wirtin hatte sich zurechtgemacht und es stellte sich heraus, daß sie keine alte, sondern eine ganz jungverheiratete Frau war, die nur aus Schüchternheit am Mittag nicht geredet hatte. Auch das Essen unterschied sich vorteilhaft, es war ausgezeichnet und sehr reichlich. Während wir aßen, öffnete sich die Tür und der angekündigte Luigi Giordani erschien. Er gefiel uns sehr gut und wir waren bald einig mit ihm, daß er für den riesigen Satz von 7 Lire für den Tag unser Begleiter sein wollte. Für den nächsten Tag schlug er uns zwei Gipfel in der südlich Claut belegenen Gruppe des Monte Cavallo vor, die beide erst einmal erstiegen waren, den Monte Riccitume und den Monte Fratta. Wir waren einverstanden und brachen am nächsten Morgen auf. Ich will Sie hier nicht mit Einzelheiten von Turen langweilen, die als solche hübsch waren, aber nichts Bemerkenswertes boten. Der Weg ging über eine einfache Malga, in der wir sehr gute Milch tranken, und dann über Schrofen und leichte Felsen auf den Gipfel des Monte Riccitume. Hier bot sich uns eine ganz eigenartige Aussicht. Im Norden ein Gewirr von Zacken, die Monfalcone- und Eridolagruppe, dahinter die Carnische Hauptkette und die Sextner Dolomiten, von denen besonders die drei Zinnen gut zu erkennen waren. Im Süden war es etwas nebelig. Durch den Schleier hindurch erkannte man die Ebene, durch die drei breite Bänder zogen:

die Cellina, die Meduna und die Piave. Sie verschwanden in etwas großem weißen, der Udria. Nach und nach lichtete sich der Nebel und nun erschien ferne hinter der Piavemündung deutlich erkennbar die Stadt, die vor dem Kriege die Sehnsucht vieler Deutschen gebildet hat, Venedig. Lange genossen wir den schönen Blick, dann ging es über einen ähnlichen Grat zu dem ganz leichten Monte Fratta, der eine ähnliche Aussicht bot, und sehr befriedigt kehrten wir abends von diesem Absteher, der uns einen interessanten Ueberblick über unser Gebiet gegeben hatte, nach Claut zurück.

Der turistisch interessanteste, auch landschaftlich schönste Teil der Carnischen Voralpen ist die nördlich Cimolais gelegene Monfalconegruppe. Sie bietet ein ungeheures Gewirr von Spizen, deren Grate selbst wieder mit zahlreichen Zacken versehen sind. Während sie von Süden dadurch, daß eine Anzahl Täler in sie hineinziehen, noch leidlich übersichtlich erscheint, bietet sie von Norden, von Domegge und der Casera Bra di Soro, den Anblick einer ungeheuren, aus lauter einzelnen Zacken bestehenden Kette dar, über die einen Ueberblick zu gewinnen, wenn man sie nicht von Süden kennt, kaum möglich ist. Große Schwierigkeiten bietet für den Touristen die Namenbezeichnung, da die Friulaner und die Einwohner von Cadore kaum Fühlung miteinander haben und die Hirten auf beiden Seiten insfolgedessen den Bergen ganz verschiedene Namen gegeben haben. Erst Steiniger, der mit seinem Freunde Reschreiter zusammen 15 Sommer hintereinander die Carnischen Voralpen durchstreift und sodann in der „Zeitschrift des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins“ 1900—1902 einen sehr belehrenden Aufsatz über dies Gebiet veröffentlicht hatte, hat etwas Klarheit in die Namen der Berge und Pässe gebracht. Die „Gilde vom groben Kletterschuh“ (von Wolff Glanvell, Freiherr von Saar, Domenigg usw.), die, angeregt durch Steinigers Aufsatz, die nächsten Sommer hindurch unsere Berge durchforscht haben, hat diese verdienstliche Arbeit fortgesetzt und dafür gesorgt, daß auch Namen, die zur Verwechslung Anlaß geben konnten, möglichst beseitigt würden. Von Süden ziehen aus der Val Meluzzo, der Fortsetzung der bei Cimolais mündenden Val Campol, drei Täler in die Monfalconegruppe hinein, die Val Frassin und S. Maria, aus der die Forcella Spé nach Bra di Soro führt, die Val Montanaia, die zur Forcella Montanaia hinaufgeht, und die Val Monfalcone Cimoliana, aus der die Forcella delle Giunelle hinüber zur Forcella d'Urade leitet. Zwischen den beiden letzten Tälern ragt der gewaltige Stoc des Monfalcone di Montanaia. Die Forcella d'Urade trennt die Gruppe des Monfalcone di Montanaia und des Monfalcone di Cimoliana von der Gruppe des Monfalcone di Forni, die in der Cima Gias gipfelt und selbst wieder durch die Forcella Scodavacca von dem Stoc der Eridola getrennt wird. Die beiden letzten Pässe bieten einen verhältnismäßig bequemen Uebergang aus dem Piavetal



nach Forni di Sopra bezw. Forni di Sotto am oberen Tagliamento. Zwischen der Val Campol bezw. Meluzzo und der bei Claut mündenden Val Settimana ragt die Gruppe des Monte Pramaggiore mit der Cima Betri und dem Monte Vaccalizza. Westlich der Val Settimana erhebt sich die Gruppe des Monte Pregajane; beide Gruppen werden getrennt durch die Forcella dei Camosci, den bequemsten Uebergang von Claut zum Tagliamento. Westlich der Val Campol liegt die Gruppe des Monte Duranno mit der Cima dei Preti, dem höchsten Gipfel der Carnischen Voralpen.

Unser nächster Streifzug sollte der Monfalconegruppe gelten. Als Standort hatten wir die in der oberen Val Meluzzo zwischen der Mündung der Val Montanaia und der Val Monfalcone Cimolana gelegene Casera Meluzzo ausersehen. Wir machten noch eine Anzahl Besorgungen und dann ging es am nächsten Morgen wohl ausgerüstet mit Lebensmitteln und Decken nach Cimolais und in die Val Campol hinein. Die Casera Meluzzo liegt 500 Meter höher als Cimolais; man merkt aber von der Steigung nichts, da der Weg sich etwa vier Stunden lang hinzieht. Nach einer Stunde verengt sich das Tal zu einer Schlucht, die beiderseits von hohen Wänden begrenzt wird und die, wenn sie in den Dolomiten oder gar in der Schweiz läge, zweifellos als große Sehenswürdigkeit betrachtet würde. Bei dem Austritt aus der Schlucht bietet sich ein ganz eigenartiges Bild. Vor uns liegt die Val Meluzzo, und man kann nicht nur in diese, sondern auch in die drei oben erwähnten Seitentäler allerdings nur in ihrem oberen Teil, hineinschauen. Hier sahen wir auch zum erstenmal ihn, den Campanile di Val Montanaia, aber nur seinen oberen Teil. Deutlich war die Kanzel zu erkennen, an der die Versuche der ersten Ersteiger gescheitert waren, und darüber der große Ueberhang, oder, wie ihn sein erster Ersteiger sehr treffend bezeichnete, der „Knödel“. Es hielt uns aber nicht lange an dieser Stelle, und wir eilten zur Casera Meluzzo zu kommen. Nach weiteren zwei Stunden war die Hütte erreicht. Ihre Bauart ließ, wie die der meisten Umhütten in diesem Gebiet, an Einfachheit nichts zu wünschen übrig: eine Anzahl Balken sind übereinander gelegt, die Zwischenräume sind nicht ausgefüllt, von der Decke hängt ein verkohlter Balken herab, an dem die Kochgefäße aufgehängt werden, eine Bank und eine Erhöhung mit etwas Stroh: das ist die Casera Meluzzo. Diese Bauart hat zweifellos ihre Vorteile. Die Lüftung ist ausgezeichnet. Wenn man ein Feuer anzündet, verzieht sich der Rauch sofort durch sämtliche Seitenwände und die ganze Alp bietet einen bläulichen Anblick, solange das Feuer brennt. Allerdings hat diese Bauart den Nachteil, daß sie gegen Kälte und Regen nicht gerade übermäßig schützt. Ich hielt es nicht mehr aus, und, während Luigi und meine Freunde sich nützlich machten, Holz sammelten, ansingen zu kochen usw., stieg ich in die Val Montanaia hinauf, um mir den Campanile anzusehen. Da das Tal stark

gekrümmt ist, sah ich zunächst gar nichts von ihm. Aber nach einer Stunde tauchte plötzlich eine feine, etwas gekrümmte Spitze auf, und bald hatte ich den ganzen Turm vor mir. Ich saß wohl eine Stunde am Fuße des Berges und glockte ihn an. Mein Entschluß, da hinauf zu gehen, stand fest, und ich studierte genau die mir aus der Beschreibung von Saar bekannte Route und bewunderte immer und immer wieder den Scharfsinn und die Kühnheit der Männer, die den einzig möglichen Weg auf diese kühne Felsnadel, die ihresgleichen in den Alpen nicht hat, gefunden haben.

Schließlich war es jedoch Zeit, wieder heimzukehren, und ich nahm Abschied von dem schönen Berg mit der festen Absicht, sehr bald wieder zu kommen. Aber hier, wie überhaupt, kommt es anders als man glaubt! Doch ich will nicht vorgreifen.

Als ich wieder in die Hütte kam, waren meine Freunde sehr fleißig gewesen. Die Hütte war, soweit ihre Ursprünglichkeit es erlaubte, wohnlich eingerichtet, mit einer Girlande geschmückt und eine kräftige Erbsensuppe brodelte auf dem Feuer. Nachdem diese verzehrt war, wurde noch das Programm für den nächsten Tag besprochen, dann suchten wir unser Nachtlager auf, allerdings nicht ohne ein gewisses Mißtrauen. Mit wenigen Worten, aber so treffend wie nur irgend möglich, hat Steiniger die Hütte charakterisiert: „Begrenzt ist der Raum, unbegrenzt ist die Zahl der Flöhe“. Wir hatten die stille Hoffnung gehabt, daß, da die Hirten die Hütte schon seit etwa 14 Tagen verlassen hatten, diese lebenswürdigen Insekten verhungert wären, hatten aber als vorsichtige Menschen doch reichlich Insektenpulver mitgenommen. Ich schlief ausgezeichnet und wachte am nächsten Morgen in der festen Ueberzeugung auf, daß die Flöhe tatsächlich ausgestorben wären. Mein Erstaunen war aber groß, als ich bemerkte, daß ich allein oben lag, während sich die anderen auf den Boden der Hütte geflüchtet hatten, weil sie, wie sie mir erklärten, es vor Flohstichen nicht ausgehalten hätten; allerdings waren sie dabei aus dem Regen in die Traufe gekommen. Nur mich haben die Flöhe merkwürdigerweise verschont, woraus Luigi die nicht ganz zutreffende Schlussfolgerung zog, ich müßte wohl Mediziner sein, diese röchen immer nach Karbol und das könnten die Flöhe nicht vertragen. Na, jedenfalls habe ich es den Flöhen nicht übel genommen, daß sie mich irrtümlich für einen Arzt gehalten haben.

Das Ziel des heutigen Tages war die Cima d'Urade, zu deren Ersteigung wir die Val Monfalcone Cimoliana hinauf und über die Forcella d'Urade hinüber gehen mußten, um den Berg von Norden anzupacken. Als wir etwa zwei Stunden emporgestiegen waren, fiel uns nördlich des Monfalcone di Montanaia eine schöne Wand auf, die von zwei gekreuzten Bändern durchzogene Südwand des Monfalcone di Cimoliana. Auf unsere Frage sagte uns Luigi, der Berg sei bisher nur von Norden bestiegen worden. Da eine Musterung



der Südwand ergab, daß sie voraussichtlich begehbar war, wurde das Programm geändert, und wir wollten das, wonach unser Sehnen heimlich schon lange brannte, machen, nämlich eine Erstbesteigung. Rasch packten wir die Wand an und überwandten sie in einer sehr hübschen und interessanten Kletterei. Zu unserer Enttäuschung mußten wir aber aus den Karten im Steinmann feststellen, daß schon drei Jahre vorher zwei Herren aus Sachsen ebenso schlau gewesen waren und beinahe genau den gleichen Weg gewählt hatten, um den Gipfel zu erreichen. Das machte aber nichts, schön war die Fahrt doch.

Die Val Meluzzo wird hinter der Casera durch zwei schöne Bergtürme abgeschlossen, rechts den Campanile Gambet, den die „Gilbe vom groben Kletterschuh“ bestiegen hatte, links die Stalla, die nach Ansicht von Luigi noch unbestiegen war. Sie führt den eigenartigen Namen daher, daß sich in der Südwand ein riesiges Loch befindet, das die Hirten als Gemsenstall bezeichnen. Luigi meinte, wenn sie überhaupt zu besteigen wäre, wäre sie sicher sehr schwer. Das reizte uns natürlich, und so besichtigten wir auf der Heimkehr vom Monfalcone di Cimoliana sehr eingehend die Nordwand der Stalla, die zwar recht steil, aber durchaus nicht so unzugänglich aussah. Am nächsten Tage versuchten wir unser Heil. Zuerst ging es wieder talaufwärts, dann durch eine recht anstrengende Schuttrinne auf die kleine nördlich des Berges gelegene Forcella della Stalla, und dann packten wir die Wand an. Sie war keineswegs leicht, aber es ging ganz gut vorwärts. Schließlich als wir noch etwa 20 Meter unter dem Gipfelgrat waren, kam ein Hindernis, mit dem wir nicht gerechnet hatten. Die ganze Wand, soweit sie von unserer Stelle aus erreichbar war, durchzog ein Grassstreifen in der Art der Algäuer Grasshänge, der ohne Steigeisen garnicht zu begehen war, und unsere Steigeisen lagen unten in Meluzzo. Alle Versuche, uns über die Stelle hinwegzuschwindeln, mißlingen, und fluchend und schimpfend kehrten wir wieder um. Ich hätte gerne am nächsten Tage dem Campanile di Val Montanaia einen Besuch abgestattet, aber meine Freunde meinten in ihrer Bescheidenheit, das wäre für uns zu schwer, und Luigi, der sonst zu allem Schneid hatte, hatte vor diesem Berg eine heillose Scheu und war nicht dazu zu bewegen. Da unsere Zeit knapp war und wir uns die Erstbesteigung der Cima Vetri, die sicher noch unerstiegen war, nicht entgehen lassen wollten, kehrten wir über Cimolais nach Claut zurück. Dort war inzwischen auch der Wirt des Albergo Giordani eingetroffen. Luigi hatte uns, als wir uns erkundigten, wo er sei und was er machte, erzählt, er sei oben in der Val Settimana und trinke. Auf unsere Frage, ob dies seine einzige Beschäftigung sei, hatten wir eine bejahende Antwort erhalten. Jetzt klärte sich das Rätsel dahin, daß in der oberen Val Settimana eine heilkräftige Quelle ist, und der gute Beppo auf acht Tage zur Kur dorthin gegangen war. Der nächste Tag war wieder ein Ruhetag, und da gerade Feiertag war und Luigi

sich an diesem Tage nicht gern von der Familie trennen wollte, sollte am anderen Tage das große Ereignis folgen, unsere erste Erstersteigung, die Cima Vetri. Morgens um 4 Uhr brachen wir auf und wanderten etwa eine Stunde nördlich durch die von hohen Wänden umschlossene enge Val Settimana, dann ging es über den Fluß und auf einem schmalen Jägerpfad etwa 600 Meter steil aufwärts bis an den Fuß einer großen Rinne, die die Ostwand des Berges durchzieht. Hier fanden wir etwas, was in den Carnischen Voralpen sehr selten ist, eine schöne Quelle. Als wir hier das Werk beginnen wollten, auf das jeder Bergsteiger das größte Interesse und die größte Sorgfalt verwendet, das Frühstück, stellte sich eine unliebsame Ueberraschung heraus. Pinner, in dessen Hand auf allen unseren Bergfahrten die Versorgung mit Lebensmitteln lag, hatte sich unerklärlicherweise an diesem Tage eingeredet, einer von uns beiden anderen würde es diesmal machen, und hatte nichts mitgenommen, während wir von der Voraussetzung ausgegangen waren, daß er, wie gewöhnlich, dafür gesorgt hätte und uns auch nicht darum gekümmert hatten. Wir musterten das, was jeder sonst noch bei sich hatte, und das Ergebnis war, 4—5 kleine Stückchen Schokolade, zwei Brötchen und etwas Käse, und damit sollten wir einen ganzen Tag, vielleicht auch noch länger reichen! Sollten wir die Fahrt abbrechen und uns erst reichlich versorgen? Daran dachte keiner von uns. Wir sagten uns, entweder geht die Sache so schnell, daß wir bis zum Abend wieder unten sind, dann schadet es nichts, wenn wir mal einen Tag ein bißchen hungern, oder es geht nicht so schnell, dann können wir abends immer noch hinuntergehen und uns Lebensmittel holen. Wir wissen dann jedenfalls für den nächsten Tag Bescheid. Wir alle vier hatten keine Lust, die 600 Meter steil hinauf bis zur Quelle nur als Morgenspaziergang zu betrachten. Also ging es weiter. Wir hatten Glück, die Rinne hatte zwei pikante Stellen, zwei eingeklemmte Blöcke, sonst bot sie aber wenig Schwierigkeiten und wir kamen rasch vorwärts. Schließlich landeten wir auf dem Gipfelgrat, von dem wir nach links ohne Schwierigkeiten über Schrofen den geräumigen Gipfel erreichten. Er war wirklich noch unbestiegen, und wir waren sehr stolz. Diesem Stolz gaben wir dadurch Ausdruck, daß wir einen mächtigen Steinmann bauten, dann widmeten wir uns der außerordentlich lohnenden Aussicht. Die Udria war allerdings durch den südlich von uns belegenen Monte Vaccalizza verdeckt, dafür hatten wir aber eine sehr belehrende Uebersicht über unsere Gruppe und vor allem einen prächtigen Einblick unmittelbar in die Val Montanaia, die ihren Campanile wie auf einem Präsentierbrett darbot. Jetzt war es an meinen Freunden, ebenso dies Wunder anzustauen, wie ich es vorher angehaunt hatte. Unsere riesigen Eßvorräte waren schnell aufgezehrt, wir hatten also auf dem Gipfel weiter nichts zu suchen und kehrten, da der Hunger sich immer stärker meldete, im schleunigsten Zeitmaße zurück.



An der Quelle wurde noch einmal kurze Rast gemacht, dann rasten wir weiter und in der Eile fiel Pinner bei dem Ueberschreiten des Baches in diesen. Er konnte sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugen, daß seine Schuhe in gutem Zustande waren, denn das Wasser, das ihm hierbei von oben hineingelaufen war, befand sich, als wir eine Stunde später in Claut ankamen, noch unverändert in den Schuhen. Die Fresserei, die wir dann als Entschädigung für den hungrigen Tag und als Siegesfeier veranstalteten, will ich Ihnen mit Rücksicht auf die heutige Zeit nicht in den Einzelheiten schildern. Ich kann Ihnen aber verraten, daß es sehr gut und reichlich war.

Jetzt mußten wir aber endgültig daran denken, uns wieder nach Norden zu begeben, da wir noch ins Salzburgerische wollten. Wir entschlossen uns über die Forcella Laresei nach Forni di Sotto, am oberen Tagliamento abzustiegen, dann den Tagliamento abwärts bis zur Stazione per la Carnia zu gehen und von hier mit der Pontebba-Bahn nach Villach zu fahren. Luigi wollte uns eigentlich bloß bis zu der Stelle begleiten, wo aus der oberen Val Settimana der schwer zu findende Weg zum Passe beginnt. Da es aber in der Nacht ziemlich heftig geregnet hatte, wurde er bedenklich und machte uns darauf aufmerksam, daß es öfters vorkommt, daß der Tagliamento nach solchen Regengüssen derartig anschwillt, daß er die Brücken wegreißt, und daß wir dann voraussichtlich nicht über den Fluß kämen. Wir einigten uns also, daß er uns bis Forni di Sotto begleiten und, wenn nötig, durch den Fluß tragen sollte. Wir wanderten die Val Settimana hinauf, bis zur Malga Pussa, wo Beppo seine Trinkkur gemacht hatte, versuchten dort auch die heilkräftige Quelle und stiegen dann unter erneut einsetzenden Regengüssen hinauf zum Paß. Hier sahen wir wenige Schritte vor uns eine gut gebaute Almhütte liegen, die sogar einen richtigen Schornstein hatte, aus dem Rauch kam. Luigi eilte vor und kam freudestrahlend mit der Mitteilung zurück: Ein Onkel von ihm aus Forni di Sotto, auf der Jagd eingeregnet, sei dort oben. Als wir in die Hütte traten, fanden wir einen alten Herrn an einem riesigen Feuer sitzen; wir setzten uns dazu. Nach einiger Zeit drohte das Feuer auszugehen. Da hat der Onkel Pinner und mich, einen Augenblick aufzustehen, nahm die Bank, auf der wir beide gesessen hatten, zerbrach sie in Stücke und warf sie ins Feuer. Wir waren etwas erstaunt über diese Behandlung der Hütteneinrichtung, aber man erklärte uns, das mache man dort immer so, wenn gerade kein anderes Holz da sei. Der nächste Mensch, der nichts zu tun habe, werde schon wieder neue Sachen zimmern; und so wanderte nach und nach die ganze Hütteneinrichtung ins Feuer. Als das erledigt war, hatte der Regen auch schon wieder aufgehört. Luigi, froh, daß er noch am morgigen Feiertag in Claut sein konnte, vertraute uns der Obhut seines Onkels an und nahm rührenden Abschied von uns. Wir trugen ihm an alle Grüße auf und versprachen fest, im nächsten Sommer

wiederzukommen, dann verschwand Luigi über die Forcella, während der Onkel sein Gewehr, das etwa 100 Jahre alt sein mochte, und einen riesigen Familien-Regenschirm ergriff und uns aufforderte, ihm zu folgen. Das war aber leichter gesagt, als getan. Der gute Onkel war schon an 70 Jahre alt, aber ein derartiges Zeitmaß, wie der anschlug, habe ich sonst noch nicht erlebt. Wir rasten in einer geradezu unheimlichen Geschwindigkeit bergab, und als ich mit Hamburger eine halbe Minute stehen blieb, um zu verschmausen und unser Testament zu machen, genügte die, um die beiden anderen vollkommen aus unseren Augen verschwinden zu lassen. Wir rasten so schnell wir konnten hinterher, und als wir nach etwa einer Stunde wüsten Rennens am Fluße ankamen, standen die beiden anderen da und freuten sich, daß wir endlich kämen, sie warteten schon seit einer halben Stunde! Mit dem erhofften Erlebnis war es nichts, die Brücke stand noch. Im Albergo in Forni di Sotto tranken wir noch einige Liter guten Weins mit dem Onkel, dann verschwand er nach Hause, und die beiden anderen legten sich ins Bett, um ihre durchgeregneten Sachen trocknen zu lassen, während ich es vorzog, der Reihe nach die guten Liquori des Albergo zu probieren und auf diese Weise von innen heraus zu heizen und meine Kleider zu trocknen. Am nächsten Morgen leisteten wir uns die Post und fuhren den Tagliamento abwärts über Umpezzo und Solmezzo nach der Stazione per la Carnia, wo wir ein merkwürdiges Erlebnis hatten. Ich wollte die Fahrkarten gerade in dem Augenblick besorgen, als der Zug, der nur eine halbe Minute Aufenthalt hatte, einfuhr, dabei stellte sich heraus, daß mein italienisches Geld nicht ganz reichte. Ich warf dem Beamten einen Hundertkronenschein und er mir in größter Eile die Billets und ein Paq italienisches Geld hin. Wie ich unterwegs nachzählte, fand ich, daß er mir vollkommen richtig herausgegeben hatte. Wahrscheinlich hatte er sich in der Eile verrechnet. Die Fahrt ging durch das jetzt im Kriege bekannt gewordene sehr schöne Fellatal, vorbei an dem herrlichen Blick auf den Montafsch bei Dogna, wohl einem der schönsten Blicke, den die südlichen Alpen bieten. In Pontafel betraten wir wieder österreichischen Boden, und von da ging es sehr schnell nach Villach.

Die für das nächste Jahr fest beschlossene Reise schien zunächst etwas gefährdet, da Hamburger sich verlobt und Pinner noch zuguterlekt den Fuß gebrochen hatte. Der Fuß heilte aber glücklicherweise wider Erwarten schnell und gut, und nachdem als Ersatz für Hamburger Pinner's jüngerer Bruder, der inzwischen leider auf dem Felde der Ehre gefallene Dr. Wilhelm Pinner, damals noch Student der Medizin, getreten war, stand der Einlösung unseres in Claut gegebenen Versprechens, wiederzukommen, nichts mehr im Wege. Diesmal wählten wir den gleichen Weg, den jetzt im Kriege die Armee Kroatien eingeschlagen hat. Nach einer schnellen Durchquerung der Tauern und einem kurzen Aufenthalt in den Lienzer Dolomiten,



wanderten wir zum Monte Paralba und dann ständig dem Lauf der Piave folgend über San Stefano, Domegge nach Pieve di Cadore, wo uns Luigi bereits freudestrahlend erwartete. Diesmal hatten wir als ersten Standort die im Nordteil der Carnischen Voralpen belegene Casera Pra di Toro ausgewählt. Heute steht an ihrer Stelle das im Jahre 1910 von der Sektion Padua des Club alpino italiano erbaute Rifugio di Padova, damals war nur eine einfache Almhütte dort, die wir außer mit den Gennerinnen noch mit drei italienischen Studenten teilten. Die Lage der Hütte ist unbeschreiblich schön. Mitten im Walde öffnet sich eine kleine grüne Wiese und hinter dieser ragt das ungeheuere Gewirr der Fäden der Monfalconegruppe empor. Links an diese schließt sich, getrennt durch die tief eingeschnittene Forcella Scodavacca, der mächtige Stoß der Cridola, während sich rechts die vielzackige Gruppe des Colle Alto, die Türme von Vedorchia und die Cadinspitzen bis zu Forcella Spè anschließen. Unser erster Besuch galt dem Monte Cridola. Wir stiegen von der Forcella Scodavacca zur Tacca del Cridola, der Scharte, die von hier hinüber in die Val Cridola und in der Richtung zum Mauria-Paß führt, empor. Große Freude bereitete es uns, als wir etwa 30 Meter über uns an einem recht unzugänglich aussehenden Turm eine Tafel angebracht fanden, die verkündete, daß hier oben die Jagd verboten sei. Von der Tacca del Cridola erreichten wir ohne große technische Schwierigkeiten den nicht leicht zu findenden Hauptgipfel. Gern hätten wir noch dem von unserem Sektionsgenossen Dr. Bröckelmann zuerst erstiegenen ganz selbständigen Westgipfel einen Besuch abgestattet, aber die Zeit war zu knapp. Bei dem Abstieg fiel uns links von der Forcella Scodavacca ein schlanker Turm auf, von dem Luigi behauptete, er wäre nicht zu ersteigen. Das reizte uns natürlich, und wir beschlossen, am nächsten Tag bei dem Abstieg von der Cima Gias, die unser nächstes Ziel bildete, noch einen Abstecher dorthin zu machen, um uns den Turm etwas näher anzusehen. Auf der Hütte hatte sich, als wir wieder hinkamen, noch eine Gesellschaft von Jägern eingefunden, von denen der eine den ganzen Abend ohne Unterbrechung seine Jagd-erlebnisse erzählte. Meine Freunde verstanden zwar kein italienisch, aber seine Erzählungen verstanden sie doch beinahe von Anfang bis zu Ende, da sie mit außerordentlich lebhaften Gesten begleitet waren und beinahe in einem jeden Satz ein außerordentlich belehrendes Bum-bum vorkam.

Am nächsten Morgen stiegen wir zur Forcella d'Urade empor, um von dort den höchsten Gipfel der Gruppe der Monfalcone di Forni, die Cima Gias, zu ersteigen. Auf der Paßhöhe gefiel uns ihr Nachbar, der Crodon di Gias, so gut, daß wir unser Programm änderten und zunächst beschlossen, diesem Berge einen Besuch abzustatten. Bisher war der Crodon di Gias stets von der nördlich gelegenen Forcella Scodavacca auf einem sehr langen und außer-

ordentlich verwickelten Wege, bei dem zum Schluß eine recht schwere Wand zu begehen war, erstiegen worden. Wir beschlossen, es von Süden von der Forcella d'Urade zu versuchen. Dieser Versuch gelang sehr gut. Kurz unterhalb des Passes begann eine treppenartig gestaltete Rinne, die uns schnell und leicht bergauf führte, und nach gar nicht langer Zeit hatten wir die Forcella Crodon di Gias erreicht, auf die von der anderen Seite die erwähnte schwierige Wand führt. Von hier führte ein breites Schuttband und ein kurzer überhängender Ramin auf den Gipfel. Der von uns gefundene neue Weg von Süden hat den Vorteil, nicht nur erheblich leichter und leichter zu finden, sondern auch bedeutend kürzer zu sein als der bisher gebräuchliche. Einen prachtvollen Blick bot von hier die ein wenig höhere Cima Gias. Zum Abstieg wählten wir eine außerordentlich lange und ziemlich steile Schuttrinne in der Richtung zur Forcella Scodavacca, die etwa 400 m abwärts führte. Wir sausten in schnellerer Fahrt hinunter und konnten das Gefühl der reinsten Freude, der Schadenfreude, nicht unterdrücken, als wir von Luigi hörten, daß er einige Jahre vorher mit einem Münchner Turisten sich stundenlang diese gleiche Rinne hinaufgeschunden hatte. Bald standen wir am Fuße unseres gestern besichtigten Turmes und glaubten nach kurzer Zeit, einen Weg auf ihn gefunden zu haben. Wir packten die Torre di Val Gias an und kamen auch ziemlich schnell vorwärts. Als wir die halbe Höhe erreicht hatten, bemerkten wir, daß sich von allen Seiten schwarze Wolken angesammelt hatten, und da Luigi, dessen Wetterangaben bisher immer vollkommen zuverlässig waren, glaubte, daß bald ein heftiges Gewitter einsetzen könnte und der Berg mit zahlreichen Grassstreifen durchzogen war, über die im Regen hinunterzugehen sicher nicht ungefährlich war, entschlossen wir uns schweren Herzens zur Umkehr. Die größte Gemeinheit war aber, daß Luigi sich diesmal — nebenbei bemerkt das einzige Mal — geirrt hatte. Die Wolken verzogen sich wieder und das Gewitter kam nicht. Zu Luigis Entschuldigung sei bemerkt, daß auch die Hirten auf Pra di Toro uns sagten, sie hätten ebenfalls bestimmt ein Gewitter erwartet und seien sehr erstaunt gewesen, daß es ausblieb.

Der nächste Tag galt wieder dem Versuch einer neuen Sur: es war die Nordwestwand der Pala Grande, die noch jungfräulich war und der wir unser Interesse zugewandt hatten. Wir überquerten die Wiese von Pra di Toro und stiegen eine riesige Schutthalde, die bis zur Forcella Cadin zwischen Pala Grande und Campanile Toro hinaufzieht, etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde empor. Da Wilhelm Bedenken hatte, ob er die Sur mitmachen könnte, kehrte er um und Ernst als guter Bruder begleitete ihn, während ich mit Luigi den Weg fortsetzte. Als nach etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde von rechts eine Rinne heraufkam, bogen wir in die Wand ab und querten unter einer überhängenden Wand, wohl der einzigen Stelle, wo der Durchstieg möglich war. Dann ver-



folgten wir nach rechts bis gegenüber dem Campanile Toro einen zweiten Grat und erreichten schließlich ein breites Band, das in einen halbkreisförmigen Kessel führte. Um dieses zog sich der Gipfelgrat. Wir vermuteten den Gipfel links, ließen uns aber dadurch täuschen, daß rechts auf dem Grat sich ein Steinmann befand und stiegen durch einen recht hübschen Ramin zu diesem empor. Hier bemerkten wir, daß der Gipfel, wie wir richtig vermutet hatten, links lag und verfolgten nunmehr in lustiger, aber nicht schwerer Kletterei den ganzen Grat bis zum eigentlichen Gipfel, der ebenfalls einen Steinmann trug. Hier oben bekamen wir mal wieder eine Probe der Schwierigkeiten, die die ungeklärte Namensbezeichnung in den Carnischen Voralpen bietet. Auf die Nordwestwand der Pala Grande waren wir durch die Bemerkung im Aufsatz von Saar in der Zeitschrift 1906 aufmerksam geworden. Luigi hatte mir gesagt, daß er eine Pala Grande überhaupt nicht kenne, und so hatten wir uns schließlich geeinigt, daß wohl der Berg gemeint sei, den nach seiner Angabe die Einwohner von Cadore Pala Alta, die Hirten auf der Friulaner Seite Caccia Grande nennen und dessen Lage ungefähr mit den Angaben von Saar übereinstimmte. Immerhin hatten wir noch Zweifel, ob wir den richtigen Berg angepackt hatten, und waren sehr neugierig auf die Karten im Steinmann. Diese dienten aber leider garnicht zur Klärung. Die Karten der beiden ersten Besteigungen fehlten überhaupt, die der dritten Ersteiger Trier und Piazz nannte den Berg „Punta Hechenbleikner“. Jedenfalls konnten wir soviel aus ihr entnehmen, daß unsere Besteigung die vierte und von der Nordwestseite die erste war. Es bedurfte aber eines nachträglichen Schriftwechsels mit Dr. v. Saar, um festzustellen, daß wir wirklich auf dem richtigen Gipfel gewesen waren. Die dritten Besteiger hatten einfach, da sie nicht wußten, auf welchem Berg sie waren, den Gipfel nach dem Erstersteiger Hechenbleikner getauft. Beim Abstieg hätte ich gerne noch den schönen Campanile Toro mitgenommen, mußte dies aber leider lassen, da wir nach unserem Programm noch am gleichen Abend den etwa zwei Stunden langen Weg von Pra di Toro zur Casera Vedorchia zurückgehen wollten und die Zeit dann zu knapp geworden wäre. Als wir glücklich wieder in Pra di Toro anlangten, setzte ein großes Gewitter ein und wir blieben infolgedessen zunächst noch dort. Hätte ich das vorher gewußt, so hätte ich den Campanile Toro noch sehr schön mitnehmen können; aber Pech muß der Mensch haben.

Am nächsten Morgen wanderten wir auf einem herrlichen Waldweg zur Casera Vedorchia. Unterwegs boten sich prachtvolle Rückblicke auf die Monti Marmarole, Antelao und Pelmo. Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr entwickelten sich die Gruppen des Colle Alto, der Türme von Vedorchia und der drei Cadinspitzen, und schließlich bot sich uns, als wir die sehr gut aus Steinen gebaute Casera Vedorchia erreichten, bei herrlichstem Wetter ein unendliches Gewirr von Fäden,

von der Cridola bis zu den Cadinspitzen dar, das das von Pra di Toro an Wildheit womöglich noch übertraf. Nach kurzer Rast ging es weiter zur tief eingeschnittenen Forcella Spè, von wo wir einen Abstecher auf die leichte, aber sehr lohnende Aussicht bietende östliche Cima Cadin machten. Dann ging es hinab, durch die öde Val San Maria und dann die Val Frassin, den Blick immer auf unsere Cima Betri und ihren Nachbarn, den Monte Vaccalizza gerichtet, nach Casera la Fontana, bei der die Val Frassin in die Val Cimoliana mündet, und auf bekannten Wegen nach Cimolais, wo die Freude, uns wiederzusehen, groß war, besonders bei dem Postmeister, der uns gleich wieder mit einem Bündel Briefe entgegenkam. Hier machten wir eine neue Bekanntschaft, einen Arzt, der sich einige Monate vorher in Erto niedergelassen hatte und glücklich war, wieder einmal ein paar zivilisierte Menschen zu sprechen. Er erklärte sofort, daß er uns, obgleich er in Claut garnichts zu tun hätte, dorthin begleiten würde, und schwang sich mit uns auf die Post, die geduldig eine Stunde auf uns gewartet hatte. Da der Weg an einzelnen Stellen durch Hochwasser von früher her zerstört war, ging die Fahrt mit einem kleinen Umweg über il Porti nach Claut. Der Dottore sprach zwar kein Wort deutsch und Wilhelm Binner kein Wort italienisch; trotzdem waren die beiden sehr bald in der schönsten Fachsimpelei, die bis Claut kein Ende nahm. Im Albergo Giordani herrschte ein großer Jubel, als wir wieder da waren. Sofort wurden einigen Hühnern die Hälsen umgedreht, und bald schmausten wir wieder in der Art und Weise, wie man es nur in der guten alten Zeit, als noch kein Krieg war, konnte. Der folgende Tag war dem Faulenzen gewidmet. Wir statteten dem sehr sympathischen Geistlichen, mit dem wir uns bereits im vergangenen Jahr angefreundet hatten, einen Besuch ab und machten ihm eine große Freude damit, daß wir seine Kirche photographierten, besuchten Luigis Familie und seinen alten Vater, einen alten Garibaldianer, der sehr stolz darauf war, daß er 48 die Freischärler auf einem unbekanntem Pfade in den Rücken der Oesterreicher geführt hatte, und schlugen mit anderen nützlichen Dingen die Zeit tot. Hierbei gelang es mir auch endlich, eine Innenaufnahme eines Hauses zu machen, wie sie in den Friauler und Venezianischen Alpen allgemein sind. Der Hauptraum stellt dort eine in sich sehr gemütliche Verbindung von Wohnzimmer und Küche dar; in einer Nische am Fenster ist ein großer Steinblock, über dem sich ein riesiger Rauchfang und einige Haken zum Aufhängen der Kupferkessel befinden, ringsherum zieht sich eine Bank, und wenn gekocht wird oder man naßgeregnet ist, dann wird auf der Steinplatte ein großes Holzfeuer angezündet, das gleich kräftig zum Kochen und zum Erwärmen bezw. Trocknen dient.

Am Nachmittag sollten wir noch einen besonderen Genuß haben. Luigi hatte uns versprochen, uns zu einer von ihm gefundenen und nur ihm bekannten Stelle zu führen, wo wir ein richtiggehendes Bad



nehmen könnten. Als wir ihn abholten, verblüffte uns seine erste Frage ein wenig; die lautete nämlich, ob wir unsere Kletterschuhe mit hätten. Das war natürlich nicht der Fall, da wir ja auf so etwas nicht vorbereitet waren. Wir halfen dem Uebel aber schnell ab, indem wir sie holten. Dann verfolgten wir noch eine Stunde die Straße, stiegen dann über eine Grashalde und erreichten hier ein nach links ziehendes Band, das ohne Kletterschuhe wirklich nicht ganz angenehm zu begehen gewesen wäre. Luigi hatte uns versprochen, uns in eine Badeanstalt zu führen, wie wir sie noch nicht gesehen hatten, und er hat sein Versprechen auch wirklich gehalten. Die Stelle war eine durch einen mächtigen Wasserfall gebildete Ausbuchtung, in der das Wasser sich nicht allzutief ansammelte, um dann durch einen zweiten Wasserfall nach unten abzufließen. Der Anblick dieser Stelle war bei dem strahlenden Sonnenschein ganz herrlich, und bald tummelten wir uns nach Herzenslust in dem schönen frischen Wasser, wobei wir allerdings aufpassen mußten, nicht versehentlich in den unteren Wasserfall zu geraten. Da zu heute offiziell keine Damen geladen sind, werden die paar Damen, die trotzdem gekommen sind, es mir nicht übel nehmen, wenn ich sie als nicht anwesend betrachte und ihnen ein paar Bilder vorführe, die uns in unserer ganzen Schönheit im Bade zeigen.

In den Carnischen Voralpen gab es noch einen selbständigen Berg, abgesehen natürlich von den zahlreichen Zacken und Nebengipfeln und den neuen Wegen, der noch seiner Ersteiger harrete: die zur Gruppe des Monte Cavalla gehörige südliche Cima di Pino. Wir hatten die Absicht, auch diesen letzten Gipfel seiner Jungfräulichkeit zu berauben. Während Wilhelm in Claut blieb, um sich dort an den Fleischtöpfen gütlich zu tun, brachen Ernst Pinner und ich am Nachmittag nach Erto auf und gingen von dort noch etwa zwei Stunden die Val Mesaccio aufwärts bis zur Casera Mesaccio, wo wir von den Hirten gastsfreundlich aufgenommen wurden. Diese Hütte war in jeder Beziehung das Gegenstück zur Casera Meluzzo. Sie hat keine Flöhe, dafür hatte sie aber ein festes Mauerwerk und eine erbärmliche Lüftung. Nachts um 2 Uhr wachte ich auf und konnte es vor Rauch nicht mehr aushalten, sodaß ich mich trotz eines leichten Regens vor der Hütte niederließ. Ich war froh, als bereits gegen 3 Uhr Ernsts Wecker schnarrte, der eigentlich erst um 4 Uhr wecken sollte. Ernst, der bei dem Rauch auch nicht hatte schlafen können, war mit meinem bössartigen Plan, nicht zu verraten, daß es noch eine Stunde zu früh sei, einverstanden, und so erhob sich die ganze Hütte bereits jetzt. Die Hirten und Luigi waren allerdings erstaunt, daß es gar so lange dauerte, bis es hell wurde, aber da sie keine Uhr hatten, merkten sie glücklicherweise nicht, woran es lag. Wir stiegen zunächst talaufwärts bis nahe an den Fuß der hier von einer ungeheueren Rinne durchzogenen Nordwand des Col Nudo und von hier mühsam über Schutt auf eine Scharte zu, die zwischen Col Nudo und einem mit

Krummholz bekleideten, südlich der Cima di Pino vorgelagerten Felsgipfel lag. Noch unter der Scharte bogen wir links ab, und folgten einem Zackengrat. Hier hatten wir wieder einmal Gelegenheit, Luigis außergewöhnliches Ortsgedächtnis zu bewundern. Bei der Beratung des einzuschlagenden Weges hatte er uns gesagt, daß der Berg von der Seite zweifellos zu ersteigen ginge, er hätte vor etwa 15 Jahren von dem Grat aus eine Gemse angeschossen, die dann über den Gipfel geflüchtet sei. Auf dem Grat zeigte er uns die Stelle, von der er geschossen hatte, darauf bückte er sich, suchte einen Augenblick und fand tatsächlich noch die Hülse der vor 15 Jahren abgeschossenen Ladung. Dann erreichten wir mit einer ziemlich ausgefetzten Querung die Einsackung zwischen Vor- und Hauptgipfel und dann über brüchige, stark mit Krummholz bewachsene Stellen den Gipfel, der ebenfalls mit einem riesigen Steinmann gekrönt wurde. Ich bin selten von einem Gipfel so liebenswürdig aufgenommen worden, wie von diesem: es wuchsen nämlich dort im ganzen drei Blaubeeren, für jeden eine. Gerne hätten wir noch den Versuch gemacht, zur Scharte zwischen Nord- und Südgipfel abzustiegen und den erst einmal erstiegenen Nordgipfel zu überschreiten, ließen dies aber, da das Wetter zu unzuverlässig war, und stiegen auf dem gleichen Wege ab, machten einen kurzen Aufenthalt in der Casera Mesaccio, statteten in Erto dem Dottore einen flüchtigen Besuch ab und marschierten dann über den Passo di San Oswaldo nach Cimolais, wo uns Wilhelm erwarten sollte. Da Luigi unterwegs den Wunsch äußerte, einige deutsche Studentenlieder kennen zu lernen, sangen wir ihm unseren ganzen, nicht kleinen Vorrat vor. Besonderen Eindruck erweckte bei ihm Scheffels schönes Lied, „Als die Römer frech geworden —“. Daraufhin sangen wir ihm auch alle 20 Strophen herunter und er war sichtlich betrübt, als wir ihm sagten, das Lied sei jetzt fertig. In Cimolais wurden wir wieder freudig begrüßt und beschlossen, am nächsten Tage nach Meluzzo zu gehen, um von dort den Campanile di Val Montanaia und den Monfalcone di Montanaia zu besteigen und der Stalla noch einmal einen Besuch mit Steigeisen abzustatten. Als wir aufbrachen, blieb Ernst noch etwas zurück, um die Post abzuwarten. Wir wanderten langsam talaufwärts und erreichten schließlich, ohne daß Ernst uns eingeholt hatte, den Eingang der Val Montanaia, wo sich eine große Höhle befindet, die wir, zwecks Vermeidung der Flöhe der Casera Meluzzo, zum Standlager ausersehen hatten. Es wurde später und später, von Ernst war keine Spur zu sehen. Luigi ging ihm bis zur Casera la Fontana entgegen, kam aber ergebnislos zurück und so mußten wir uns schließlich bis zum nächsten Morgen verträsten; aber auch da kam er nicht, sondern statt seiner ein Bote, der uns die unangenehme Mitteilung machte, daß sein Fuß von dem Unfall des vergangenen Jahres her wieder angefangen hatte zu schmerzen und er deshalb nach Cimolais zurückgekehrt sei. Es war eine bittere Ent-



täuschung, denn ich hatte den Campanile mit ihm allein machen wollen, da Luigis Schneid, wie schon erwähnt, an diesem einem Berge vollkommen versagte. Nun mußte Luigi daran glauben. Während Wilhelm sich faul am Fuße des Berges hinlegte und zuguckte, griff ich mit Luigi den Berg an. Die Kletterei war prachtvoll, besonders da der Campanile im Gegensatz zu all den anderen Bergen der Carnischen Voralpen ein durchaus festes Gestein hat. Zuerst ging es ganz gut vorwärts, dann erklärte Luigi, ich müßte vorgehen, damit er sehe, ob ich diesem Berg auch gewachsen wäre. Das war mir natürlich durchaus unangenehm, und wir taten also. Zuerst ging alles sehr schön, bis schließlich 20 Meter unter der Kanzel eine recht unangenehm aussehende Wand kam, von der Luigi behauptete, hier müsse man hinauf. Da er, wie überall, ausgezeichnet Bescheid wußte, glaubte ich ihm, trotzdem die Wand keineswegs verlockend aussah, und überwand sie in recht schwerer, an einzelnen Stellen durch brüchiges Gestein sehr erschwelter Kletterei. Schließlich hatte ich die Kanzel erreicht und forderte Luigi auf, nachzukommen. Dieser erklärte mir aber ganz glatt, das machte er nicht, die Wand wäre ihm zu schwer. All mein Bitten half nichts, und der einzige Vorteil bei der Geschichte war, daß ich schließlich feststellte, daß ich viel besser italienisch fluchen konnte, als ich geglaubt hatte. Aber auch all mein Fluchen nützte nichts, Luigi kam nicht. Von der Kanzel führte schräg nach rechts eine Rinne, die ungefähr in der Höhe von Luigi auf einem Fleck endete. Ich rief Luigi zu, er solle mal nachsehen, ob dieser Fleck von ihm aus zu erreichen sei, da er dann leicht bis zur Kanzel nachkommen konnte. Luigi sah sich die Stelle an und behauptete sodann, das ginge nicht. Es blieb mir also nichts weiter übrig, als die böse Wand wieder hinunter zu gehen, und ich war heilfroh, als ich sie glücklich hinter mir hatte. Als ich wieder bei Luigi war, sah ich mir die Stelle an, die angeblich nicht ging, und siehe da, sie ging ganz leicht. Ich schleppte nun Luigi auf diesem einfachen Wege zur Kanzel hinauf und ersuchte ihn, jetzt den Steigbaum zu spielen, damit ich in den Cozziriß hinein konnte, von dem aus dann die berühmte Stütztraverse links um den „Knödel“ herum und auf ihn hinaufführt. Ich mußte jedoch meinen Plan wieder aufgeben, da Luigi mir ganz entschieden erklärte, er käme nicht nach, und mir die Sur, um sie ganz allein zu machen, doch etwas zu ausgesetzt war. Nachdem ich noch einmal meine Kunst im italienischen Fluchen erprobt hatte und alles nichts half, blieb mir nichts weiter übrig, als in die Umkehr zu willigen. Also mit dem Campanile war es für diesmal mißglückt. In unserer Höhle erwartete uns Wilhelm, der zwar den ganzen Tag gefuttert, dafür uns aber nichts zubereitet hatte. Na das machte nichts. Luigi süßte wenigstens sein heutiges Verhalten durch ein ausgezeichnetes Mahl, das er mir zubereitete. Am nächsten Tage erstiegen wir den höchsten Gipfel der Monfalcone-Gruppe, den Monfalcone di Montanaia und wurden durch eine

prächtige Aussicht entschädigt. Um Ernst nicht allzu lange auf uns warten zu lassen, verzichteten wir für diesmal auf die Stalla und kehrten am gleichen Tage nach Cimolais zurück, wo Ernst in angeregter Unterhaltung mit dem bekannten Wiener Alpinisten Lothar Paterra saß, der sehr betrübt war, daß wir ihm die südliche Cima di Pino, die der Hauptpunkt seines Programms war, vor der Nase weggeschnappt hatten. Dann ging es über Erto nach Longarone und von da wieder ins Zoldetal zu neuen Taten.

Im folgenden Jahre hatte ich mich, da beide Brüder Pinner verhindert waren, mit unserem Sektionsgenossen Wilhelm Junk zu einem Besuch der Carnischen Voralpen verabredet. Von vornherein schwebte über dieser Reise ein Unstern. Zunächst trafen wir eine Woche später zusammen, als eigentlich beabsichtigt war, dann kam unser Gepäck, in dem unser ganzer Vorrat an Lebensmitteln und Kochgeschirr war und das Junk vorsichtigerweise erst nach Engelberg mitgeschleppt und von dort mit der Bahn nach Cortina gesandt hatte, nicht an, und schließlich hatte Luigi meinen Brief, daß er uns in Pieve di Cadore erwarten sollte, nicht erhalten. Wir fuhren infolgedessen nach Longarone, gingen nach Claut, wo wir uns Luigi holten und das nötige Kochgeschirr zusammenpumpten und brachen dann, nachdem wir die als Einlaufsturz beabsichtigte Ersteigung des Monte Vaccalizza wegen mäßigen Wetters unterlassen hatten, nach unserer Höhle im Montanaia-tal auf. Hier wollte das Wetter, das vorher wochenlang sehr schön gewesen war und sich jetzt plötzlich verschlechtert hatte, aber nicht besser werden. Ein Versuch den Monte Ferrara zu besteigen, fand bereits auf dem vorgelagerten Col d'Agnei sein Ende, und von der schönen Aussicht, die dieser in die verschiedenen Täler der Monfalcone-Gruppe bietet, war herzlich wenig zu sehen. Da Junk auch Appetit auf Erstbesteigungen hatte, statteten wir am nächsten Tage bei leidlichem Wetter noch einmal der Nordwand der Stalla einen Besuch ab. Wir griffen sie diesmal etwas weiter links an, um, wenn möglich, die Grassflecken zu vermeiden. Es ging zunächst alles sehr schön, bis plötzlich durch das Seil ein riesiger Block losgelöst wurde, der gerade auf mich zusauste und den ich mit Mühe und Not noch mit dem Rucksack, der bei dieser Gelegenheit ein großes Loch abbekam, und mit der rechten Schulter, für die das nicht gerade schmerzlos war, abwehren konnte. Nach diesem Erlebnis war es uns klar, daß wir an eine Fortsetzung der Sur zu dritt jedenfalls nicht denken konnten. Wir knobelten und Junk traf das harte Los unten zu bleiben. Diesmal ging es besser. Wir erreichten glücklich in hübscher Kletterei den Gipfel, um festzustellen, daß er von der „Gilde zum groben Kletterschuh“ bereits einige Jahre vorher, allerdings auf einem anderen Wege, erstiegen war; unsere Ersteigung war die zweite. Das an diesem Tage leidliche Wetter verschlechterte sich wieder zusehends, und unser Plan, am nächsten Tag den Campanile zu besteigen, drohte zu Wasser zu werden.



Er wurde es auch. Etwa zwei Stunden saßen wir am Fuße des Berges und sahen ihn gerade einmal aus dem Nebel herauskommen; dann verschwand er wieder und es setzte ein immer stärker werdender Regen ein, der die allerbeste Aussicht hatte, 8—14 Tage zu dauern. Das war die einzige Aussicht, die wir an diesem Tage hatten. Es war also wieder nichts, und betrübt zogen wir zur Forcella Montanaia, wo uns Luigi verließ, und von dort hinab nach Pra di Toso und über Pieve nach Cortina. Da ich selbst auf den Campanile di Val Montanaia nicht hinaufgekommen bin, will ich Ihnen wenigstens noch ein paar Bilder von einer Besteigung und „Überschreitung“ des Berges, die andere gemacht haben, vorführen. Der bekannte Fassanerführer G. V. Piaz hat es, um eine Überschreitung des Berges zu ermöglichen, für zweckmäßig befunden, sich vom Nordteil des Ringbandes auf dem Knödel auf einen an der Nordseite gelegenen Bergrücken abzuseilen, und zwar zunächst 36 Meter frei durch die Luft und dann weitere 20 Meter von diesem Rücken auf den Talboden. Meine verehrte Vorrednerin, Frau Dr. Brod, hatte im November bei ihrem Vortrag über das Kaisergebirge mehrfach das Wort gebraucht: „was von Piaz gezeichnet ist, ist gezeichnet“. Ich muß ihr darin beistehen, allerdings nicht in dem anerkennenden Sinne, in dem sie es gemeint hat. Ich bin der Ansicht, daß derartige Kunststückchen, wie 36 Meter frei abseilen, nicht in die Berge gehören. Wenn wir auf einen Berg steigen, geschieht es, um den Berg als solchen kennen zu lernen, um unsere Kräfte an ihm zu erproben, nicht aber, um Seilkunststücke an ihm auszuführen, die man genau so gut vom Dache eines jeden beliebigen Hauses machen kann. Das Ziel, das Herr Piaz in den Bergen verfolgt, eine Seite zu finden, von der aus der Berg unbesteigbar ist, und dort hinaufzugehen, hat schon viele Opfer in den Bergen verschuldet, und es wäre nützlich, wenn alle ernstesten Hochturlisten ihr Möglichstes täten, um mit diesem verfehlten Ziel, das mit echter Bergfreude nichts zu tun hat, zu brechen und es energisch zu bekämpfen.

Meine Absicht, im nächsten Jahre mit Ernst Vinner den Campanile zu besuchen, wurde dadurch vereitelt, daß wir uns bei der Erforschung einer anderen unbekanntem Gruppe in den Soldiner Dolomiten zu lange aufgehalten hatten. 1913 wollte ich mit unserem, inzwischen leider ebenfalls auf dem Felde der Ehre gefallenen Sektionsgenossen Hauptmann von Hesse das Veräumte nachholen; es wurde jedoch wieder nichts, da von Hesse plötzlich infolge eines schweren Unfalls eines Verwandten heimkehren mußte, und meine 1914 im Dauphiné ausgearbeiteten Pläne wurden einstweilen durch den Krieg vereitelt.

Niemand weiß, wie lange es dauert, bis es uns Deutschen möglich sein wird, die vor dem Kriege italienischen Berge wieder aufzusuchen. Vielleicht wird den Italienern ihr sehnlichster und durchaus berechtigter — man soll auch das Richtige bei dem Feinde anerkennen — Wunsch nach Gewährung ihrer natürlichen Grenzen erfüllt werden.

Wenn dann die Grenzen — allerdings nicht wie es D'Annunzio und Genossen wünschen — am Brenner, sondern am Fuße der Alpen verlaufen, die Carnischen Voralpen also zum Arbeitsgebiet des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins gehören, dann kann ich der Sektion Berlin nur auf das Dringlichste raten, ihre überschüssigen Gelder zum Bau einer ganz einfachen Hochturlistenhütte in Meluzzo zu verwenden. Der Bau würde sich infolge des vielen Holzes, das es dort gibt und der niedrigen Arbeitslöhne sehr billig stellen, und es würde vollständig genügen, einige ganz wenige Wege etwas zu verbessern, ohne daß es größerer Anlagen bedürfte. Die Sektion hätte dann ein Arbeitsgebiet, um das sie viel beneidet werden würde. Und wenn der eine oder andere von Ihnen das sucht, was wir in den Carnischen Voralpen gesucht und in so reichem Maße gefunden haben. Einsamkeit und Ursprünglichkeit, dann gehe er dorthin, er wird sicher ebenso viele Freude und ebenso viel schöne Erinnerungen von dort mitbringen, wie wir. Und wenn er gar die Absicht haben sollte, den Campanile di Val Montanaia zu besteigen, dann sage er es mir, dann komme ich mit.